

Robert



Robert Weber senior

Was bleibt übrig von eines Menschen Zeit? Das ist wohl sehr unterschiedlich und nicht alleine abhängig von seinen Taten und seinem Wandel, den er in der Welt pflegte. So manchem hat das Schicksal nicht nur ein kurzes Leben beschert, es hat ihm auch wenig Gelegenheit gegeben, Bleibendes für die Nachwelt zu schaffen, dessen man sich seiner erinnern kann.



Robert Weber 1887-1914

Von Robert Weber senior, dem Vater meines Vaters, wissen wir kaum etwas. Am 12. September 1887 wurde er in Boxberg geboren, das ist der Heiratsurkunde zu entnehmen, die die Zeiten überdauert hat. Er war Gärtner und übte damit einen Beruf aus, den anzunehmen man später auch seinem Sohn zugedachte, alleine dessen schwächliche Konstitution ließ dies wenig angeraten sein, so dass dieser einen gänzlich anderen beruflichen Weg einschlug. Vielleicht ist es kein Zufall, dass Robert, der Sohn, in seinen späten Jahren die Gärtner-Tätigkeit gerne und sogar fast wie eine Passion ausübte und es ihm, vermutlich unwissentlich, gelungen war, eine späte Verbindung zu seinem Vater herzustellen. Denn kennen gelernt hatte er ihn niemals.



Robert Weber senior als Soldat

Erhalten ist noch eine Postkarte des jungen Robert an seine Braut aus dem Jahre 1908. Sie besteht aus einem aufgeklebten mittlerweile etwas verblichenem Foto, das Robert Weber gemeinsam mit drei Kollegen bei der Arbeit im Garten vor Gewächshäusern zeigt. Wir glauben, ihn sicher zu erkennen. Die Postkarte enthält nur einen kurzen freundlichen Gruß. Ein zweites Bild besitzen wir von Robert senior: es ist ein gestelltes Gruppenfoto aus dem Jahre 1911, das ihn als stolzen Soldaten im Kreise seiner Kameraden zeigt, unscheinbar in der hinteren Reihe stehend, während die selbstbewussteren Uniformierten symmetrisch angeordnet sich vorne auf Bärenfellen ausstrecken. Er ist zu erkennen an dem runden Kopf mit deutlich abstehenden Ohren, eine Physiognomie, die er seinem kleinen Sohn vererbte.

Außer dem Geburtstag Robert Webers senior kennen wir nur noch das Datum der Eheschließung. Am 21. September 1912 heiratet Robert, 25jährig, die drei Jahre ältere Anna Huber aus Heidelberg. Ein leider stark verblichenes Foto dokumentiert dieses Ereignis. Standesunterschiede waren nicht zu überwinden, mit der berufslosen Anna blieb Robert in seinen Kreisen, die man später mit wissenschaftlich-überheblichem Jargon „unterprivilegiert“ zu nennen sich angewöhnt hat. Auch religiöse Schranken gab es für die junge Liebe offenbar nicht, wiewohl er protestantisch und sie katholisch war.

F 1

Heiratsurkunde

(Standesamt Ludwigshafen am Rhein Nr. 505/1912.)

Der Gärtner Robert Weber, protestantisch, —
 —————, wohnhaft in Ludwigshafen am Rhein, —
 geboren am 12. September 1887 ————— in Boxberg, Baden —————,
 (Standesamt ————— Nr. —————), und
 die berufslose Anna Philippine Huber, katholisch, —
 —————, wohnhaft in Ludwigshafen am Rhein —————,
 geboren am 5. Juli 1884 ————— in Heidelberg —————,
 (Standesamt ————— Nr. —————),
 haben am 21. September 1912 ————— vor dem Standesamt
Ludwigshafen am Rhein die Ehe geschlossen.

Beiden!

427 a. 46

Es ist dabei noch nicht einmal gesichert, dass es sich tatsächlich um eine „junge Liebe“ handelte, die zur Eheschließung drängte. Akribisch nachgerechnet, ist festzustellen, dass es gerade einmal gut acht Monate dauerte, bis der Nachwuchs das Licht der Welt erblickte. War die Zeugung von dem kleinen Robert vielleicht ein Versehen, ein „Unfall“ und die Eheschließung nur die notwendige, nicht abzuwendende Reaktion darauf, um im gesellschaftlichen Ansehen nicht noch weiter abzusinken? Ich weiß es nicht, muss mich jedoch mit dem Gedanken vertraut machen, dass meine Existenz und die meiner Kinder und Geschwister und deren Kinder einem unbeabsichtigten, vielleicht sogar bedauerten, Fehltritt zu verdanken ist.

Wie die Wahrheit auch aussehen mag, das junge Paar hatte wenig Gelegenheit, sich zu lieben oder zu streiten. Im Juni 1913 konnte Robert noch die Geburt seines Sohnes erleben, den man praktischerweise auf den gleichen Namen wie den Vater taufte, vielleicht aber auch aus einer unheimlichen Vorahnung, dass der ältere Träger des Namens bald nicht mehr sein werde.

Wir wissen nicht, ob dieser zu den Hurra schreienden sogenannten Patrioten gehörte oder ob er widerwillig und gezwungenermaßen zum Kampf auszog, Tatsache ist, dass Robert Weber 1914 als Soldat in den Krieg ging und schon nach wenigen Tagen von dieser Welt verschwand. Er gehörte offenbar zu den Soldaten, deren Körper durch die gegnerischen Waffensysteme derart zerlegt wurde, dass nichts mehr übrig blieb, das als Inhalt für ein würdiges Grab geeignet gewesen wäre. In diesen Fällen galt die Person als verschollen. So auch Robert. Ob sich Anna noch Hoffnung auf ein Wiedersehen gemacht hatte? Vermutlich war sie so realistisch, dass sie die Lage richtig einschätzte.

Dennoch dauerte es sechs Jahre, bis ihr Mann auch amtlich für tot erklärt wurde. Diesen Bescheid vom 3. März 1920 musste sich die dann 63jährige Anna 1947 noch einmal offiziell bestätigen lassen.

Vater des Mannes: Michael Weber, zuletzt wohnhaft in Boxberg. - -

Mutter des Mannes: Barbara geborene Heckmann, wohnhaft in Boxberg.

Vater der Frau: Peter Huber, zuletzt wohnhaft in Heidelberg-Handschuhsheim.

Mutter der Frau: Anna Barbara Katharine geborene Müller, wiederverehelichte Wagner, wohnhaft in Heidelberg.

Bemerkte: Die Ehe zwischen dem Gärtner Robert Weber und der Anna Philippine geborenen Huber ist, nachdem der Ehemann durch Urteil des Amtsgerichts Ludwigshafen am Rhein vom 3. März 1920 für tot erklärt wurde aufgelöst worden.

Ludwigshafen am Rhein, den 3. Juli 1947



Der Standesbeamte
In Vertretung:

Heim

h.

Eheschließung der Eltern:

des Mannes am (Standesamt Nr.

der Frau am (Standesamt Nr.)

Im Namen des Führers und Reichskanzlers



Frau Anna M u r a w s k i geb. Huber
verw. Weber

in Ludwigshafen am Rhein

ist auf Grund der Verordnung vom 13. Juli 1934 zur Erinnerung an den Weltkrieg 1914/1918 das von dem Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg gestiftete

Ehrenkreuz für Witwen

verliehen worden.



Ludwigshafen am Rhein, den 1. Februar 1935.

Polizeidirektion:

Antz

Nr. 330 /35.

Die junge Frau, die sich mit ihrem kleinen Sohn jahrelang unter größter Anstrengung und in Armut am Leben erhielt, hatte keine Unterstützung für den „Opfertod fürs Vaterland“ ihres Mannes erhalten, aber immerhin durfte sie sich seit 1935 mit dem Ehrenkreuz für Witwen schmücken, das ihr die neuen Macht-haber „im Namen des Führers und Reichskanzlers“ verliehen. Es muss ihr wie Hohn erschienen sein. Im gleichen Jahr wurde in Ludwigshafen ein Ehrenmal für die im Weltkrieg Gefallenen errichtet, die Namensliste wurde angeführt von Robert Weber. Seine Witwe wurde weder darüber informiert noch zur Einweihung eingeladen; ihr Sohn, Robert Weber der jüngere, saß wegen Hochverrats im Gefängnis.

Robert Weber senior: eine Heiratsurkunde und eine amtliche Todeserklärung, das ist alles, was von ihm blieb. Das war sein Leben.



Robert Weber junior

Da stand Anna Weber nun mit ihrem Säugling Robert alleine in der Welt, es war Krieg und ihr Mann war zwar unzweifelhaft tot, nach amtlichem Verständnis aber vermisst, also gab es keine Unterstützung. So manchesmal wird sich Anna gewünscht haben, dass ihr Mann wenigstens ordentlich im Krieg gefallen wäre, mit Grab und Todesanzeige und: Kriegswitwen-Unterstützung. Doch sie muss sich alleine durchschlagen. Beherzt nimmt sie die fürsorgliche behördliche Empfehlung an, sie möge doch Putzen gehen, und verdient sich in allen möglichen Tätigkeiten ihren kargen Lebensunterhalt.

Besonders faszinierend für den kleinen Robert ist die Tätigkeit seiner Mutter als Straßenbahnschaffnerin, bringt diese ihm doch so manche Freifahrt in der Tram ein. Was für die Mutter eine vermutlich unangenehme, aber unausweichliche Notlösung für die Betreuung des kleinen Kindes gewesen ist, war für dieses immer wieder eine große Attraktion, die sich nachhaltig seiner Erinnerung eingeprägt hat.

Dies kann man von der nächsten Station im Berufsleben der Mutter nicht behaupten. Nach einem Unfall mit der Straßenbahn wechselt Anna Weber in das Strelbelwerk in Mannheim, wo sie Granaten dreht. Die Tätigkeit und das gesamte Umfeld der Fabrik, waren keineswegs geeignet für kleine Kinder und überdies auch für solche verboten. So mag der kleine Robert diese und andere Arbeitsstellen seiner Mutter nur vom Hörensagen gekannt haben.

Tagsüber ist er bei einer fremden Familie untergebracht, die ihm zwar zu essen gibt, es aber offensichtlich an allen anderen Formen der für ein Kind so wichtigen Zuwendungen ermangeln lässt. So müssen sich auch andere Nachbarn um das Kind helfend kümmern, als dieses beim ersten Luftangriff auf die Heimatstadt alleine auf der Straße spielt.

Was die Betreuer am Tage versäumten, das scheint die Mutter an ihrem Kind nach Feierabend nachgeholt zu haben. Liebevoll kümmert sie sich um ihr Kind, umsorgt es und tut alles ihr Mögliche, um es gesund groß zu ziehen. Trotz Armut und Arbeitsdruck versäumt sie es nicht, den vierjährigen Robert zum Fotografen zu bringen, der ein Foto des sauber herausgeputzten Kleinen mit einem großen Reifen, einem damals beliebten Spielgerät, anfertigt. Das Foto war nicht nur gestellt, die ihm zugrunde liegende Choreografie wurde sogar schriftlich fixiert, wie die Rückseite des heute noch vorhandenen Papierbildes es uns preisgibt.



Es ist das Jahr 1917 und immer noch Krieg. Anlass für das erste Foto, das wir von Robert besitzen, ist vermutlich der Einzug in den Kindergarten. Ein Gruppenbild zeigt ihn im Kreise von 26 weiteren Mädchen und Jungen und drei Betreuerinnen.

Roberts Kindheit war bestimmt nicht einfach, wenn auch der tägliche Überlebenskampf der Mutter aus der Sicht des Kindes vermutlich einen großen Erlebnischarakter aufwies. Dass die Kleinfamilie in Armut lebte und es an manchem mangelte, dies zu erkennen hat auch ein Kleinkind die nötigen Empfangssinne, aber die täglichen Nöte bei der Überwindung

praktischer Hindernisse gehen doch an dem Erleben eines kleinen Kindes vorbei, glücklicherweise muss man sagen. Solche Situationen führen nicht nur dazu, dass das Kind früher selbstständig werden und Verantwortung übernehmen muss, sondern es kommt auch zu einer engen, intensiven, ja bisweilen krankhafte Züge annehmenden Bindung zwischen Mutter und Sohn, die aufzuweichen im Laufe des Lebens schwer fällt. Damit und selbstverständlich auch mit den kommenden Ereignissen im Leben Roberts, die damals noch niemand erahnte, ist es zu erklären, dass es der Mutter auch noch 30 Jahre später kaum möglich war, ihren Sohn loszulassen und sie ihn der Frau, die sich mit Robert gefunden hatte, nicht überlassen wollte. Nach all dem Erlebten und Erlebtenen, wer mag ihr dies vorwerfen?



Die Jugend

Nach dem Krieg, Granaten braucht man (vorerst) keine mehr, verdient Anna den Lebensunterhalt für sich und ihren Sohn mit Waschen und Putzen. In der kümmerlichen Dachwohnung ohne Bad, mit Toilette auf dem Balkon, wird zudem noch ein Zimmer vermietet, so kommt man über die Runde.

Anna Weber war eine schöne Frau, erinnert sich Robert später, und auch in verworrenen und kriegerischen Zeiten richtet sich so manches Männerauge auf sie. War es ihr stolzer Wille, den kleinen Robert alleine aufzuziehen, oder die Angst davor, in Kriegszeiten mit einem neuen Mann das gleiche Schicksal noch einmal zu erleben und einen gerade geschlossenen Bund fürs Leben jäh durch den Soldatentod abgeschnitten zu bekommen, wir wissen es nicht – es dauert jedenfalls ganze sechs Jahre, bis sie sich wieder verheiratet und eine richtige, eine neue Familie gründet. Offenbar standen mehrere männliche Exemplare zur Wahl, Robert erinnert sich jedenfalls, dass er die Wahl treffen durfte. Karl Murawski hieß der Glückliche, ein Schreiner, der jahrelang zur See gefahren war und nun auf einer Werft arbeitete. Die Vaterrolle, die er für den nunmehr 7jährigen Robert übernimmt, wird von diesem dankbar akzeptiert, zumal sie bislang von keinem anderen besetzt gewesen war. „Er war mir ein guter Vater“ erinnert sich Robert später, und es gibt keinen Grund, daran zu zweifeln. Dennoch wurde die Grenze zwischen Vater und Stiefvater offenbar niemals verwischt, was eine Sprachregelung entlarvt, die in einer viel späteren Zeit, nämlich meiner Jugend in den 50er und 60er Jahren, gepflegt wurde: Während man in unserer Familie von Roberts Mutter stets als „Webers Oma“ sprach, bekam sein Stiefvater die Bezeichnung „Murawski-Opa“. Die Gründe dafür waren uns Kindern zwar klar, aber richtig verstanden haben wir sie nie.

Mit der Geburt der Schwester Karola im Jahre 1922 wird die Familie komplett.

Wohlstand zieht nicht gerade ein in das Leben von Robert, aber sie haben ihr Auskommen, zumal die Mutter mit Waschen noch einiges dazuverdient. Aber vor allem: es war eine Familie und Robert hat einen Vater, den er so lange entbehren musste.

Fußball gespielt wird auf der Straße mit Stoffkugeln oder Blechbüchsen, Urlaub gibt es nicht, das herausragende Freizeitereignis ist ein sonntäglicher Spaziergang mit anschließendem Wirtshausbesuch einmal im Monat. Robert ist zufrieden und entwickelt sich zu einem jungen Mann, der ohne größere Schwierigkeiten Schule und Alltagsleben bewältigt. An eine weiter führende

Schulbildung ist jedoch überhaupt nicht zu denken. Bildung war damals ganz klar vom Geldbeutel der Eltern abhängig, ein Missstand, der leider auch heute noch nicht gänzlich beseitigt ist. So verwundert es nicht, wenn Robert in seinen Erinnerungen den permanenten Streit der Volksschüler mit den eingebildeten Realschülern erwähnt.

Um ein Haar hätte Robert seinen neu gewonnenen Vater schon bald wieder verloren. Nur mit viel Glück übersteht Karl Murawski die schwere Explosion am 21.9.1921 in der BASF, bei der es viele Tote und schwere Schäden gab. Der Vater war auf Nachtschicht, und befand sich während des Unglücks gerade im Keller. Oben stürzt alles zusammen, er wird durch den Luftdruck herausgeschleudert und kommt mit einigen Prellungen davon. Der 8jährige Robert sieht vor allem die positive Begleiterscheinung des Unglücks. Da rings um die Fabrik nicht nur die Fensterscheiben der Wohnungen sondern auch die der Geschäfte in Trümmer gingen, lag die Straße voller Süßigkeiten. Diese Gelegenheit lassen sich die Kinder nicht entgehen und decken sich damit ein.

Die verheerende Inflation 1923 scheint der Familie wenig zugesetzt zu haben, Robert erwähnte sie zumindest niemals; kein Wunder, wer kein Geld hat, kann auch keines verlieren.



1929 wird er konfirmiert, ein Bild zeigt die stolze Familie mit dem hageren, schlaksigen Robert, der irgendwie nicht so recht in seinen Anzug passen will.

Der Zögling hat mit großem Fleiß am Handfertigkeitsunterricht teilgenommen und sich sehr anständig gezeigt. Auf Grund dieser unserer Wahrnehmungen können wir ihn jedem Geschäft bestens empfehlen.

Im Beruf

Dieser etwas schwächliche junge Mann geht alsbald in die Lehre und erlernt den Beruf des Bau- und Kunstschlossers. Dass ihm das damals erlernte Handwerk ein Leben lang Freude bereitete, konnte man unschwer an der jeweiligen Wohnungseinrichtung in allen Lebensphasen erkennen. Robert fertigte alle möglichen Schmuck- oder Gebrauchsgegenstände aus Metall an, sei es Uhr, Kerzenständer, Kisten, Kleiderhaken, ja selbst die im Alter notwendig gewordene Ersatz-Lesebrille für die Werkstatt wurde mit schmiedeeisernen Winkel und Schrauben funktionstüchtig gemacht. Bereits auf den Fotos, die Robert als jungen Menschen zeigen, kann man aus Metall selbst hergestellte Bilderrahmen oder Kalenderschilder an der Wand ausmachen.



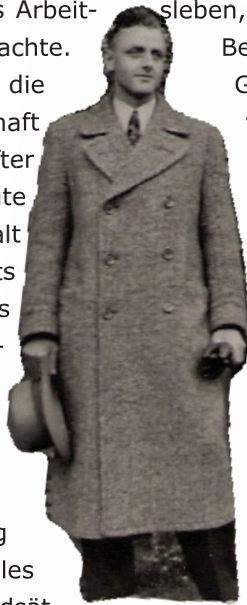
Die Anfänge waren für den jungen, schwachen Robert sicher nicht einfach, konnte er doch kaum den Vorschlaghammer halten und musste sich, wie in solchen Fällen üblich, erst einmal gegen die Älteren und Erfahreneren behaupten. Doch er beißt sich durch, bewährt sich und ist nach einigen Jahren eine wichtige Stütze seines Betriebes, was dieser ihm durch ein solidarisches und honoriges Verhalten in den schweren Jahren, die noch kommen sollten, belohnt.

An die Anfänge seines Berufslebens erinnert sich Robert:

Die ersten Lehrtage wurden Bauklammern geschmiedet. Ich stand an der Esse und sollte das Eisen warm machen. Es war nicht leicht ohne Vorkenntnisse die richtige Hitze zu sehen, manches Eisen ist durch zu großer Hitze verbrannt. Wenn aus dem Eisen Sterne sprühten, war es verbrannt. Der Geselle schimpfte und ältere Lehrlinge lachten mich aus. Bald aber fand ich mich überall zurecht und ich wurde bei den Gesellen ein begehrter Lehrling. Der Verdienst ist heute unvorstellbar. Im er-

sten Jahr pro Woche 1 RM, im 4. Jahr 4 RM. Samstags war um 13 Uhr Schluss. Dann mussten die Werkstatt, die Maschinen und die Werkbänke mit Schraubstock blitz sauber gemacht werden. Nach Kontrolle durch die Meisterin bekamen wir gegen 16 Uhr unser Geld.

Nach dem erfolgreichen Ende der Lehre hat Robert kaum eine Wahl bei der Arbeitssuche. Er musste froh sein, von seinem Betrieb übernommen zu werden. Die Bedingungen kann der Arbeitgeber aufgrund der um sich greifenden Arbeitslosigkeit diktieren: Robert arbeitet als einziger Geselle mit 10 Lehrlingen für 5 Reichsmark in der Woche. Es bedurfte aber nicht erst dieser Erfahrung, dass Robert sich über das Arbeitsleben, die Gesellschaft und politische Fragen Gedanken machte. Bereits seit 1928, mit Beginn der Lehrzeit, tritt er in die Gewerkschaft ein. Deren Rolle in der damaligen Gesellschaft war eine grundlegend andere als heute. Gewerkschafter mussten damals Arbeiterrechte erst erkämpfen, die heute selbstverständlich sind. Somit waren auch Zusammenhalt und Solidarität völlig anders als gekränktes Unverständnis am Anfang der 1930er Jahre. Somits Ende seines Berufslebens darüber, dass er im Gewerkschaftsbüro mit „Sie“ anverstandet wurde, ist nur zu verstehen, wenn man an die Anfänge zurückblickt. Der 1. Mai, der Arbeitertag, obwohl erst von den Nazis als Feiertag eingeführt, ist für Robert immer heilig. Ich erinnere mich noch deutlich, wie ich seine Empörung vorrief als ich ihm beiläufig erzählte, was ich am nächsten Tag alles für ihn der einzige grundsätzliche und der alljährliche Gang zur Mai-Kundgebung war für ihn eine Selbstverständlichkeit. Ich begleitete ihn oft dabei und staunte Jahr für Jahr darüber, wie viele Menschen ihn grüßten, hier war er in seinem Element.



Doch zurück zu den politischen Anfängen. Robert lässt als junger Mann auch die schönen Seiten des Lebens nicht an sich vorbeiziehen; die Kunst, das Leben mit einfachen Mitteln zu genießen, scheint er sein gesamtes Leben lang beherrscht zu haben. Er spielt Feldhandball im Arbeiter-Turn-und-Sport-Bund, trainiert offenbar auch eine Kindermannschaft und treibt andere Sportarten im Verein, was dem „bleichen langen Kerlchen“ offensichtlich gut tut. Die zahlreichen Fotos aus dieser Zeit zeigen, dass diese Beschreibung Roberts der Wirklichkeit entspricht. Er ist dünn und lang, aber keineswegs ungesund hager,

eher gut aussehend, ja auf manchen Bildern erinnert er an den jungen James Dean. Doch nicht der Sport steht im Mittelpunkt des Vereinslebens, sondern die gemeinschaftlichen Aktivitäten. Gemeinsame Ausflüge und Wanderungen füllen die Freizeit der jungen Menschen aus, die Bilder zeigen immer eine größere Gruppe junger Menschen, meist mehr Frauen als Männer, die fröhlich und ausgelassen erscheinen. Als Betrachter bekommt man den Eindruck, dass Robert immer mittendrin dabei und vollständig in die Gruppe integriert ist. Dass er auch Trommler bei dem vereinseigenen Spielmannszug war, hat mit Sicherheit die Zugehörigkeit Roberts gefestigt. Ob Sport, Ausflüge oder Musik, alle Aktivitäten des Arbeiter-Sport-Bundes standen im Zusammenhang mit einer sozialen und politischen Arbeit im Dienste der Arbeiterbewegung.



Politische Tätigkeit

Der Eintritt in die Gewerkschaft ist nur der Beginn eines politischen Lebens, das Robert mit wachem Blick für die Zeitumstände zu führen beginnt. Alleine die Wahl des Arbeiter-Sport-Bundes als sportliche Heimat ist bereits ein politisches Bekenntnis, er lernt die Welthilfssprache Esperanto, tritt dadurch in Kontakt mit Menschen aus fernen Ländern und beginnt, sich mit parteipolitischen Fragen zu beschäftigen. Obwohl noch nicht an der Macht, beherrschen die Nationalsozialisten bereits die Straßen, gewalttätige Auseinandersetzungen der Parteien sind an der Tagesordnung; wer genau hinsieht und die Aussagen der Parteien ernst nimmt, der kann vorausahnen, was sich da zusammenbraut. Auch Robert will Hitler verhindern und tritt 1929 in die sozialistische Arbeiterjugend der SPD ein. Was er dort mitbekommt, befriedigt ihn jedoch nicht. Statt den politischen Widerstand zu organisieren verbringt man dort mit Spielen, Tanz und Wandern die Zeit.

Diese Jugend der SPD hatte den Ernst der Stunde nicht begriffen.

1931 wechselt er in die Jugendorganisation der KPD.

Robert beteiligt sich an Demonstrationen gegen die Nazis, der Spielmannszug, in dem er die Trommel schlägt, stellt sein Wirken in den Dienst der Arbeiterbewegung. In Roberts damaligem Fotoalbum sind Fotos von einer Demonstration 1932 sowie einer Parade des Spielmannszuges zu sehen. Bei den Musikern ist Robert zu erkennen, auf dem Demonstrationenbild sind die abgebildeten Menschen zu klein, um identifiziert werden zu können.



Als die Polizei im Jahr 1932 das Parteibüro der KPD besetzte, wird Robert zum erstenmal verhaftet. Nach drei Tagen kommt er wieder frei, aufgrund einer Amnestie, noch war Hitler nicht an der Macht. Das sollte sich bald ändern mit der „Machtergreifung“ im Jahre 1933, die ja wohl nur zum Teil eine solche war, zum anderen Teil der Erfolg einer politischen Bewegung, die sich auf die aktive und passive Unterstützung der Mehrheit der Gesellschaft stützen konnte. Den Sensibleren unter den Blauäugigen dämmerte es recht bald, wozu die neue Führung fähig war, viele Verblendete brauchten noch weitere Jahre dazu, der Großteil erwachte erst mit dem Zusammenbruch 1945, manche selbst dann noch nicht. Diejenigen, welche das Unheil bereits vorher kommen sahen, waren die ersten Opfer der neuen Politik.

Parteien, Gewerkschaften, Vereine wurden verboten. Überall fanden Massenverhaftungen statt, recht bald wurden Konzentrationslager errichtet, um die Hitlergegner auszuschalten.

Robert und seine Mitstreiter aber lassen sich nicht einschüchtern, sie versuchen trotz Terror Widerstand gegen Hitler zu organisieren, doch ohne Erfolg. Sie schreiben nachts Parolen an Wände, verteilen Flugblätter usw. und geben auf sonstigem Weg zu verstehen, dass sie mit der neuen Politik nicht einverstanden sind. Doch die Nationalsozialisten gingen taktisch geschickt vor. Sie verhafteten den größten Teil der Funktionäre der oppositionellen Parteien und Organisationen, so dass die Arbeiterbewegung praktisch führungslos wurde. Die bürgerlichen Parteien passten sich der neuen Lage an. Die Kirche schloss mit Hitler ein Konkordat ab und förderte die neue Entwicklung.

Das Rheinische Volksblatt in Speyer schrieb am 11. Nov. 1933 am Vorabend der Reichstagswahl.

„Unser heutiges Abendgebet: Herrgott gib unserem Führer außenpolitisch und innenpolitisch deinen Segen. Der gute Katholik nur für Hitler und seine Liste.“

Im Gefängnis

Die Widerstandsaktivitäten Roberts bleiben nicht unentdeckt und es kommt wie es kommen musste. Am 7.3. 1934 wird er verhaftet und unter Anklage gestellt: Man hatte einen Kurier aus Berlin abgefangen, der auch seine Adresse bei sich hatte. Mit ihm verhaftet werden drei weitere Aktivisten, darunter auch ein Kamerad, der später unser Nachbar werden sollte. Die Anklage lautet „Vorbereitung zum Hochverrat“ und wird wie folgt begründet:

„Die Angeschuldigten erscheinen dringend verdächtig, ein auf gewaltsame Änderung der Verfassung des Deutschen Reiches gerichtetes Unternehmen vorbereitet zu haben, indem sie anfangs 1934 in Ludwigshafen eine Ortsgruppe der kommunistischen Jugend gründeten, um die Ziele der KPD zu fördern.“

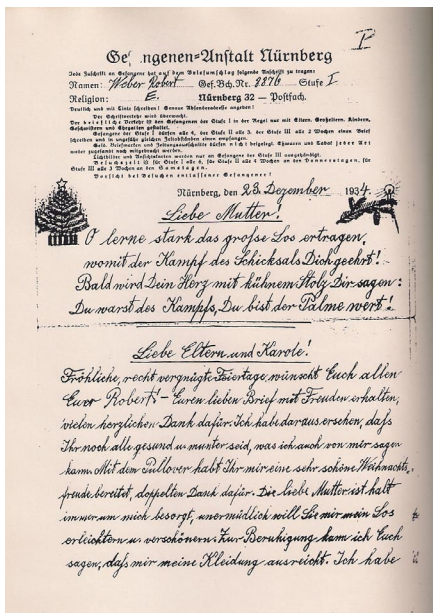
Die Anklageschrift des Generalstaatsanwaltes macht deutlich, dass das Vergehen der Beteiligten darin besteht, die seit dem Verbot aufgelöste kommunistische Jugendorganisation wieder neu beleben zu wollen. Akribisch wird jede Kleinigkeit aufgelistet, wer sich mit wem und in wessen Wohnung getroffen hat. Daraus wird auch deutlich, dass Robert zum Organisationsleiter der neu aufzubauenden Gruppe bestimmt wurde. Weitere Vorwürfe sind Agitation für die kommunistische Weltrevolution und die KPD durch Herstellung und Verteilung von Flugblättern. Zuständig ist das Bayerische Oberste Landesgericht. Nach einer Gerichtsverhandlung in München verurteilt dieses Robert Weber und seine Mitangeklagten am 14.6.34 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu Gefängnisstrafen. Robert bekommt 18 Monate. Bis zu diesem Zeitpunkt machte er die Bekanntschaft mit den Gefängnissen in Ludwigshafen - Würzburg - München Ettstr. - Cornelius - Stadelheim. Nürnberg und Ansbach sollten folgen. Er ist die meiste Zeit in Einzelhaft, so dass er mit niemandem reden kann. In seiner ironisch-trockenen Art schreibt er rückblickend:

Vielleicht bin ich deshalb kein guter Unterhalter geworden.

Neben seinen Erinnerungen aus späterer Zeit sind auch noch zahlreiche Briefe Roberts als Quelle für die damaligen Ereignisse vorhanden. Die Korrespondenz ist allerdings nicht vollständig, sie war offensichtlich weitaus umfangreicher, dies geht aus Anspielungen und Bezügen hervor, die Gegenbriefe der Familie fehlen völlig. Dennoch ergeben die Briefe ein interessantes Charakterbild dieses jungen Menschen, der mit einer verblüffenden Unerschütterlichkeit und ungebrochenem Optimismus und Lebensfreude sein Schicksal in einer schlimmen Zeit ertrug und vielleicht gerade deshalb weitgehend heil überlebte.



Von Beginn an nimmt Robert die Haftzeit mit Humor, macht seine Witze darüber und tut so, als ob seine Strafe nicht der Rede wert sei. Auch wenn es offensichtlich ist, dass er damit seine Familie, die sich immer wieder große Sorgen machte, schonen und beruhigen wollte, gibt dieses Verhalten doch seine Grundüberzeugung wieder. Am 2. Oktober 34 schreibt er der Familie:



„Ihr schreibt, "lachen ist sehr selten bei uns". Hier macht Ihr einen Fehler, denn Ihr dürft nie den Humor verlieren auch nicht in schweren Zeiten. Ihr müsst immer versuchen, die angenehme Seite des Lebens zu erwischen, denn was Ihr versäumt habt, könnt Ihr nie mehr nachholen. Jeder Tag soll einen Inhalt haben und ein Erlebnis in unserem kurzen Dasein sein.“

Briefe aus dem Gefängnis

Zwei Jahre später schreibt er

Ihr seht also, dass ich das Leben immer von der lustigen Seite nehme, und ich kann Euch nur empfehlen, dasselbe zu tun

In den Briefen scheint immer wieder ein Augenzwinkern durch, als Leser kann man sich den realen Hintergrund ausmalen. So, wenn er über seine Buchlektüre scheinbar freudig berichtet

Nächste Woche erhalte ich das Buch des Reichsbauernführers Darre: „Bauernstand und Reichserbhofgesetz.“

Oder wenn er über das Essen schreibt

Es gibt hier viele Sachen, die ich noch nicht gegessen habe und auch daheim bei Euch nicht mehr sehen werde.

Es ist kaum zu vermuten, dass er damit die regionalen kulinarischen Köstlichkeiten Frankens meinte.

Die Lockerheit, mit der Robert seine Briefe schreibt, stößt allerdings bei der Gefängnisleitung an. Im März 1935 bekommt er 2 Monate Briefsperre wegen ungehöriger Bemerkungen. Der Pfarrer schreibt an die Mutter:

Traurig ist, dass ihr Sohn noch immer von seinen kommunistischen Anschauungen durchdrungen ist.

Von Humor gekennzeichnet ist auch sein Bericht von der Gerichtsverhandlung. Im Anschluss an das Urteil berichtet er nach Hause:

Ich komme also am 14. September 1935 abends im 6.25 Uhr wieder in Freiheit.

Doch so flapsig Robert das auch hinschreibt, er fiebert von Beginn an der Freilassung entgegen. Immer wieder rechnet er die Monate, Wochen, Tage aus, die er noch in Unfreiheit absitzen muss. Bereits einen Monat nach dem Urteil spekuliert er auf Haftverkürzung

Am 22. Mai 35 ist meine dreiviertel Strafzeit zu Ende, ich werde dann ein Gesuch um Erlass des letzten Viertels machen.

Mit etwas Glück kann ich am 22. Mai entlassen werden oder aber sicher am 14. September 1935

schreibt er an Weihnachten 34. Die Rückreise wird bereits genau geplant, Robert will die 300 km von Nürnberg mit dem Rad fahren.

Nun habe ich das letzte Viertel angebrochen und wie schnell wird es vorbei sein.

heißt es am 25.05.35. Doch es kommt anders.

Am 14.9.35 ist die Haftzeit zu Ende und Robert schien die dunkle Zeit überstanden zu haben. Doch das Martyrium sollte jetzt erst beginnen. Statt die Entlassung einzuleiten, beantragt die Polizeidirektion Ludwigshafen Schutzhaft, gegen die es kein Beschwerderecht gibt. Begründung:

Da zu erwarten ist, dass Weber im Falle seiner Freiheit sich wieder kommunistisch betätigt und er eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit und Ordnung bildet, wird er in Schutzhaft genommen.

KZ Dachau

Sein neues Ziel ist das Konzentrationslager Dachau. Neben den Vernichtungslagern im Osten waren die KZs Buchenwald und Dachau die größten, grausamsten und berüchtigsten Exemplare der von den Nazis erfundenen Lager. Dieses KZ war von Beginn an ein wichtiges Instrument ihrer menschenverachtenden

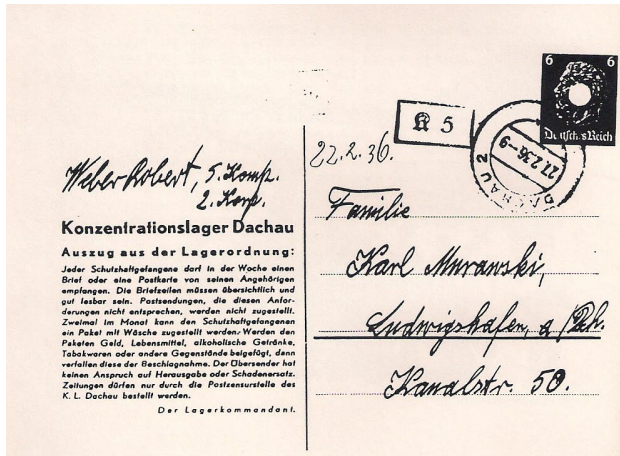
Unterdrückungspolitik, sein Name steht auch heute noch stellvertretend für das Grausame und Brutale in der Nazi-Herrschaft.

Auch aus der Zeit in Dachau existieren mehrere Briefe bzw. Postkarten Roberts. Schon an der dürftigen Korrespondenz lässt sich ablesen, dass er hier auf eine ganz andere Welt stößt. Während er aus dem Gefängnis umfangreiche Briefe mit ausführlichen Beschreibungen verschickt, in der Anfangszeit noch mit kleinen Bildchen ausgeschmückt, schreibt er in Dachau meist nur Postkarten mit wenigen Zeilen. Dies mag an strengeren Vorschriften liegen, aber sicher auch an der ernüchternden Lage. Die Hoff-



nung auf baldige Entlassung und Pläne für die Heimreise fehlen in Dachau völlig. Der Tenor herrscht vor: es kommt wie es kommt, wir können es nicht ändern. Schritt für Schritt setzt diese fatalistische Ernüchterung ein. In Dachau angekommen schreibt er noch vorsichtig optimistisch, dass er mindestens mit

drei Monate Schutzhaft rechne. Auch dieser Optimismus wird ihm allmählich ausgetrieben, es wurden schließlich 15 Monate.



Die Familie ist verständlicherweise entsetzt. Anstatt den Sohn wieder frei in die Arme schließen zu dürfen, müssen sie tatenlos zusehen, wie er „nach Dachau“ gebracht wird. Aus den Briefen

geht deutlich hervor, dass den Beteiligten damals schon sehr wohl bewusst war, was dies bedeutete. So wichtig ihm der Kontakt zu seiner Familie immer gewesen ist, so scheint sie für ihn auch durchaus bisweilen eine Belastung gewesen zu sein. So hatte sich Roberts Mutter in den Kopf gesetzt, ein Gnadengesuch einzureichen und alles daran zu setzen, dass ihr Sohn wieder frei kommt. Robert lehnt dieses Vorgehen ab, vermutlich hat ihm das auch geschadet. Immer wieder weist er seine Eltern auf die Erfolglosigkeit dieses Vorgehens hin, im Herbst 1936 platzt ihm dann förmlich der Kragen:

So könnte man staunen über Eure Zähigkeit, mit der Ihr an Eurem Glauben hängt, wenn er auch noch so lächerlich ist. wie oft habe ich Euch auf die Aussichtslosigkeit solcher Meinungen aufmerksam gemacht und doch muss ich immer wieder dasselbe hören, wenns nichts wird, dann wird geheult. Darum muss ich Euch bedauern und Euch den Trost geben: Machts endlich einmal wie ich und lasst alles laufen wie es will. Einmal wirds schon wahr werden. Ich brauche bestimmt keinen Trost wegen so etwas.

Auch über die strengen und exakten Vorschriften, denen Briefe und Postkarten unterliegen, belehrt er mehrmals die Eltern. Es ist zu vermuten, dass er wiederholt Ärger bekam wegen fehlerhafter Post aus der Heimat.

Als im Sommer 37 der Freund und Mit-Verurteilte Hermann Lipponer aus der Haft entlassen wird, reagiert die Familie offensichtlich mit Enttäuschung und Neid. Robert schreibt

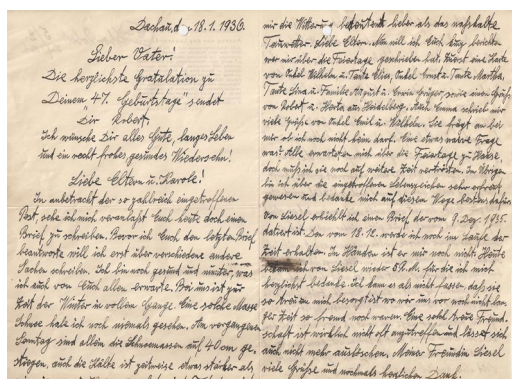
Ihr habt mich mit Eurer Nachricht auch enttäuscht, denn ich erwartete, dass Ihr Euch auch freut über die Heimkehr von Hermann und nicht so engstirnig darüber denkt. Man soll nicht zuviel auf einmal erwarten, sonst wird man natürlich enttäuscht. Ich freue mich jedenfalls und damit Schluss.

Die Briefe aus Dachau dokumentieren auch den Beginn einer Beziehung Roberts zu einer jungen Frau namens Liesel. In seinem Schreiben an die Familie vom Januar 1936 schreibt Robert:

Von Liesel erhielt ich einen Brief, der von 9. Dezember 1935 datiert ist. Den von 18.12. werde ich noch im Laufe der Zeit erhalten. In Händen ist er mir noch nicht. Heute bekam ich von Liesel wieder fünf Mark, für die ich mich herzlichst bedanke. Ich kann es als nicht fassen, dass sie so treu um mich besorgt ist, wo wir uns vor noch nicht langer Zeit so fremd noch waren. Eine solch treue Freundschaft ist wirklich nicht oft anzutreffen und lässt sich auch nicht mehr auslöschen. Meiner Freundin Liesel viele Grüße und nochmals herzlichen Dank.

Von da an ist Liesel bei jedem Brief in der Anrede ausdrücklich genannt.

Der Inhalt der Briefe aus Dachau ist häufig belanglos, ist bestimmt von Alltäglichkeiten und Harmlosigkeiten. Bedenkt man jedoch die grausame Realität, so ergibt sich ein anderes Bild. Wegen der strengen Zensur und vor allem, um die Familie zu Hause nicht zu beunruhigen, kommen all die unbegreiflichen Grausamkeiten, die Robert in Dachau erleben und mit erleben muss, nicht zur Sprache. Nur zwischen den Zeilen lässt sich der allgegenwärtige Druck ablesen, so etwa bei dem mehrmals wiederholten Hinweis an die Eltern, doch genauestens die Vorschriften bei der Korrespondenz einzuhalten. Aus den Briefen spricht die dort zu kämpfende Sinnlosigkeit, in die er sich fügt, wo Widerstand sinnlos ist. Diese Halben jungen Menschen, 21-24 Jahren best, hat Robert vor sich bewahrt.



Haltung, nur
fen, wo das
macht, und
Schicksal zu
stand zweck-
tung, die für
schen von
merkenswert
Schlimmer-

Was diese Zeit in Dachau mit Robert gemacht hat, wie tief sich die Erlebnisse und Wunden in sein Leben eingebrannt haben, zeigt andeutungsweise die Kargheit und Sprachlosigkeit, mit der er in seinen Erinnerungen diese Zeit beschreibt:

Was ich hier erlebte, kann man schwer beschreiben. Tatsache ist, dass durch das Tor mit der Parole: "Arbeit macht frei" mehr hinein als heraus gingen.

Über kaum eine Phase in seinem Leben hat Robert später so wenig erzählt wie über die zwei Jahre in Dachau. Auch wenn ich stets den Eindruck gewann, mein Vater sei einer der wenigen Menschen, denen es gelungen war, die schrecklichen Erlebnisse bewältigt und vergessen zu haben, scheint diese Sprachlosigkeit doch etwas anderes auszusagen. Dennoch: einige Ereignisse, und man gewinnt den Eindruck, dass es nicht die schlimmsten waren, berichtet er in seinen Erinnerungen:

Auspeitschen - Totschlag und Mord waren an der Tagesordnung. Vor allem Juden hatten es schwer zu überleben. Einmal waren 2 Monate lang an der Judenbaracke alle Fenster zugenagelt. Die Türen wurden nur morgens und abends kurz geöffnet, um Verpflegung zu übergeben. Viele starben oder verübten Selbstmord. Den jungen SS Leuten machte es Spaß, Häftlinge zu quälen. Vor dem Stacheldrahtzaun war ein 3 Meter breiter Wassergraben und davor 2 Meter Rasen mit dem Hinweis: „Bei



Betreten wird geschossen". SS Posten versuchten eine Unterhaltung mit Häftlingen. Im Verlauf des Gesprächs sagte der Posten: „kommen sie etwas näher ich kann sie schlecht verstehen.“ Betrat der gutgläubige Häftling den Rasen, wurde er erschossen. Begründung, er wollte den Posten angreifen. Beim Ein und Ausmarsch zur Arbeit wurde gesungen. Ein Posten schrie mich an, warum singen sie nicht. Ich brüllte unentwegt weiter, bis er zu einem anderen Häftling ging, Dieser sagte, ich singe doch. Darauf hatte der SS Mann gewartet. Er schrie den Häftling an, du sagst ich lüge. Hinlegen - aufstehen und so weiter. Er jagte den Häftling hin und her, dann als er etwa 50 Meter von der Gruppe entfernt war, knallte er ihn ab: Auf der Flucht erschossen.

Robert war jung, ungebunden und vor allem davon überzeugt, für die richtige Sache einzutreten. Dies war vermutlich genau die richtige Kombination, um eine solche Zeit zu überleben. Fast kopfschüttelnd bekräftigte er später immer wieder, dass er sich für die Idee einer besseren Gesellschaft hätte totschießen lassen. Vielleicht war es gut, dass er zum damaligen Zeitpunkt noch nicht wusste, dass auch die Idee, für die er kämpfte, später, aber auch schon damals, für Unmenschlichkeit und Brutalität missbraucht wurde. Enttäuschung und Resignation wären in Dachau schlechte Gefühlsregungen gewesen und hätten ein Überleben sicher erschwert.

Am 22.12.1937 wird Robert entlassen. Zum Abschied sagt man zu ihm:

„Ob sie über das Lager schimpfen oder das Lager loben ist uns egal. Wenn sie irgend etwas erzählen, sind sie wieder hier. Was ihnen dann blüht wissen sie selbst.“

Konzentrationslager Dachau
Kommandantur

Am 22.12.37

Entlassungsschein.

Der Schutzhaftgefangene Weber Robert
geb. 2.6.13 zu Mannheim
war bis zum heutigen Tage im Konzentrationslager Dachau verwahrt.
— Laut Verfügung der Gestapo Berlin SS-Untersuchungsstelle vom 7.12.37
wurde die Schutzhaft aufgehoben.

Lagerkommandant
J. J. J.
SS-Untersucher
J. J. J.



Wieder zu Hause

Zu Hause in Ludwigshafen hat sich die Welt verändert. Die Menschen in der Stadt, auch alte Bekannte begegnen dem Rückkehrer mit Misstrauen und Hass. Der kahl geschorene Kopf deutet schon äußerlich daraufhin, dass der vier Jahre lang Verschwundene mit Distanz zu behandeln ist, und wer es nicht explizit weiß, der kann sich zumindest ahnungsweise ausmalen, woher der junge Weber gekommen sein muss. Wer es nicht aus weltanschaulichen Gründen ohnehin ablehnt, mit „so einem“ Kontakt zu pflegen, dem scheint es zumindest zum eigenen Schutz ratsam, auf Distanz zu gehen. Sonst würde man womöglich noch irgendwo hineingezogen.

Roberts alter Lehrmeister Albert Schatz verhält sich glücklicherweise anders. Er zeigt Rückgrat und stellt ihn sofort wieder ein und nimmt ihn freundlich auf. Finanzielle Absicherung und das Eingefügtsein in einen Handwerksbetrieb sorgen wieder für Normalität und Stabilität in Roberts Leben. Er kann einen neuen Anfang machen. Fotos von seinem damaligen Arbeitsplatz zeigen Robert konzentriert bei der Arbeit, so wie wir ihn auch später immer kannten.

Ein freier Mensch ist er allerdings nicht mehr. Er steht unter ständiger Beobachtung und muss sich zweimal in der Woche bei der Polizei melden. Sobald eine in den Augen der Machthaber verdächtige oder zweifelhafte Situation eintritt, ist die Staatsmacht sofort zur Stelle. Robert erinnert sich:

Wir fertigten vor allem Rührwerke und Laboreinrichtungen für die BASF an. Bei einer Montage erschienen 2 Kripo -Beamte, um mich abzuholen. Die BASF war kriegswichtiger Betrieb und es war verboten, politisch Vorbestrafte zu beschäftigen. Unter Aufsicht konnte ich die Arbeit beenden. Mein Meister wurde ermahnt, mich nur in der Werkstatt arbeiten zu lassen.



Der Umsicht seines Chefs hat Robert es auch zu verdanken, dass die neue, wiewohl eingeschränkte, Freiheit nicht schon nach zwei Jahren ein jähes Ende findet. Am 22.8.39 soll Robert dienstverpflichtet werden. Grund: Sicherstellung des Kräftebedarfs für die Kriegsmarine. Das hätte Lager mit KZ-ähnlichen Bedingungen bedeutet, wo vor allem politisch Unzuverlässige untergebracht wurden. Der Schlossereibetrieb fertigte damals Schaltkästen an, die termingebunden ebenfalls für die Marine bestimmt waren. Um ihn eine Zeitlang aus dem polizeilichen Blickfeld zu entfernen, schickt der umsichtige Chef seinen Mitarbeiter auf Montage. Diese Montage-Tätigkeit für seinen Betrieb führt Robert durchs ganze Land. Von November 1939 bis Februar 1940 arbeitet er im Buna Werk Hüls-Recklinghausen, unterbrochen von einem 6wöchigen Einsatz in Schkopau. Die nächste Arbeit ist im Leuna Werk März - Mai 1940 in Thüringen. Im Herbst 1941 geht es gar in die Nähe von Stettin zum Mineralölwerk Pölitz. Für vier Jahre, bis Juni 1943 hat Robert eine zufrieden stellende Beschäftigung. Er hat sein Auskommen, wird einigermaßen in Ruhe gelassen von der Staatsmacht und kann sich sogar ein Stück Leben gönnen. Bereits 1938 macht er den Führerschein, den er unter anderem dazu benötigt, um den Betriebswagen, einen Opel Olympia mit Anhänger, zu den Baustellen zu fahren.

1939 kauft er sich für 300 RM ein Motorrad NSU Ponny. Damit kann Robert die arbeitsfreie Zeit nutzen, um vom jeweiligen Montageort aus die Umgebung zu erkunden. Auf diese Weise lernt er Merseburg an der Saale kennen, Leipzig, Halle und auch die Reichshauptstadt Berlin. Ein Besuch in Köln endet überraschend. Der Krieg war ausgebrochen und es gibt kein Benzin mehr. Eine kleine Tankstelle verkauft ihm noch einige Liter, das reicht bis nach Hause. Im Verlauf des Krieges werden Auto und Motorradbereifung beschlagnahmt. Nach dem Krieg verkauft er das Motorrad für 300 RM und 3 Pfund Tabak.

In seinem Schlosserhandwerk pflegt Robert offenbar schon als junger Mann ein Hobby, das ihn sein Leben lang begleiten sollte: das Anfertigen von Metall-Kerzenständern, wie es ein Foto aus jener Zeit dokumentiert. Die im ganzen Haus herumstehenden Kerzenständer aus der Eigenproduktion gehören zu dem Bild von unserem Vater; und so manches Exemplar fristet aus Pietätsgründen noch heute sein Dasein im Haushalt der Kinder.



Abgetaucht ins Leben

Während aus den Jahren der Haftzeit, verständlicherweise, keine Fotografien vorhanden sind, ist die Zeit von 1938 bis 1943 durch zahlreiche Fotos dokumentiert. Bereits damals hat Robert wohl die Begeisterung für das Fotografieren erfasst, die Fotos scheinen alle von ihm bzw. seinem Apparat gemacht worden zu sein, auch solche, auf denen er selbst zu sehen ist, entweder durch Selbstauslöser oder durch eine befreundete Hand. Gewisse Eigenarten im Umgang mit dem Fotografieren, die uns Kinder viel später immer wieder belustigten oder gar nervten, sind bereits damals festzustellen. Gestellte Bilder, die durch schnell noch hinzugefügte dekorative Gegenstände aufgepeppt wurden, oder Gruppenfotos mit Selbstauslöser, bei denen Robert gerade noch schnell sich einreihet, zeugen unverkennbar von der Handschrift meines Vaters. Es ist eigenartig, welche banale Konstanten sich durch ein Leben ziehen.

Wer sich mit diesen Jahren beschäftigt und die erhaltenen Bilder Roberts betrachtet, den beschleicht unweigerlich ein komisches Gefühl.



dem Krieg, der anfangs noch nur für die betroffenen Soldaten, recht bald aber für das ganze Land zu einer einzigen Katastrophe wurde. Und was ist auf Roberts Fotos zu sehen? Wald, Heide, Burgen, Flüsse, Picknick mit Freunden.



Die Jahre 1939-1943 waren gekennzeichnet von einer weiteren Intensivierung der Unterdrückung durch die Nazis, einer neuen Spirale des Judenhasses, brutalster Gewalt und natürlich



Auf den ersten Blick irritiert das. Und doch scheint das unpolitische Verhalten, die Flucht in das unbeschwerte Freizeitverhalten die einzige Möglichkeit für einen politisch Verdächtigen gewesen zu sein, die Zeit einigermaßen zu überstehen.

Robert schließt sich einem Volkstanzkreis an und lernt die Wandergruppe von K.d.f. in Mannheim kennen. Junge fröhliche Menschen treffen sich zu Tanz und Wanderungen. „Es war eine schöne Zeit“, schreibt Robert rückblickend. Ziele der Wanderaktivitäten sind der nahe gelegene Pfälzer Wald und der Odenwald. Auch seine Schwester nahm Robert in die Gemeinschaft mit, wo sie ihren späteren Mann kennen lernte. Welche Kraft und Fröhlichkeit das gemeinsame Tun in einer solchen Gemeinschaft zu erzeugen in der Lage ist, davon bekamen wir Kinder Jahre später immer wieder einen Eindruck, wenn zu Geburtstagen Roberts Schwester und ihr Mann zu Besuch waren und zu vorgerückter Stunde Akkordeon und Mandoline ausgepackt wurden und das Wohnzimmer vom Klang der Volkslieder erbebt.



Die Bilder aus jenen Jahren zeigen einen jungen Mann, gut aussehend und offensichtlich von jungen Damen, die ihn zahlreich umgeben, geliebt und geschätzt, immer fröhlich lachend, entweder formbewusst im Nadelstreifenanzug mit Krawatte gekleidet oder zünftig mit halblangen Lederhosen und Freizeithemd. Er scheint immer im Mittelpunkt einer Gruppe

zu stehen, hat offenbar großen Anteil an deren Fröhlichkeit, zeigt aber auch immer wieder ein nachdenkliches Gesicht. Und bisweilen scheint er auch mitten in dem Gewühl entrückt zu sein, versunken in die Lektüre eines Buches. Robert zeigt sich mit unterschiedlichen Frauen in jenen Jahren, mit einer scheint ihn allerdings ein engeres Band verknüpft zu haben. Sie ist mehrfach auf den Fotos zu sehen, ein Bild zeigt sie in einem karierten Kostüm neben Robert mit Lederhosen und Lederjacke





am Rhein stehend. Allerdings: die Frau ist aus einem anderen Foto ausgeschnitten und auf das andere Foto aufgeklebt, vielleicht ein Geschenk von ihr an ihn. Vermutlich handelt es sich um Liesel, von der auch schon in den kurzen Briefen Roberts aus Dachau die Rede war. Sie war offensichtlich eng an seine Familie gebunden, gleich mehrfach ist sie auf Fotos zusammen mit

Roberts Eltern und seiner Schwester zu sehen, so z. B. bei einem Spaziergang 1941 in Neckargemünd. Liesel ist es auch, die ihn meistens begleitet, wenn Robert Urlaub hat und auf Reisen geht. Dabei kommen die beiden für damalige Verhältnisse recht viel herum. Schwarzwald, Karlsruhe, Baden-Baden als Ziel 1940 zählen wohl noch zur näheren Umgebung. Im Folgejahr ist der Besuch bei den Verwandten in Boxberg Ausgangspunkt einer kleinen Rundreise durch Unterfranken, Bad Mergentheim, Rothenburg, Würzburg. 1942 geht es von München über den Starnberger See nach Kufstein in Tirol.



Die scheinbar heile Welt der Reisen und Ausflüge wird nur durchbrochen in einem Foto, auf dem die Wandergruppe zu sehen ist vor einem Stadt-
tor, das mit großen Schildern bestückt ist mit der Parole: Ein Volk – ein Reich – ein Führer. 1943, der Treffpunkt ist mittlerweile durch Bomben zerstört und fast alle jungen Männer sind beim Militär, die Zeit des Wanderns und Tanzens ist vorbei.



Ringsherum tobte der Krieg, immer mehr junge und ältere Männer mussten, zunehmend widerwillig, für die verrückten Großmachtziele einer wahnsinnigen Führung in die Schlacht ziehen und den Kopf hinhalten. Robert jedoch wird scheinbar geschont und profitiert zunächst von der wahnwitzigen Ideologie der Nationalsozialisten. In deren Augen war es eine Ehre für jeden Deutschen, den „Rock des Führers“ tragen zu dürfen. Regimegegnern, unzuverlässigen Elementen und politisch Andersdenkenden durfte diese Ehre nicht zuteil werden. Folgerichtig erhält Robert am 13. März 1942 den sogenannten Ausschließungsschein, die Bescheinigung, dass er nicht zum Militär muss. Freude und Genugtuung über diesen Verlust der zweifelhaften Ehre währen jedoch nicht lange. Denn schon ein Jahr später, genauer am 6. Juni 1943 erhält er einen Gestellungsbefehl zum Truppenübungsplatz Heuberg.

Strafbataillon 999

Mit den Augen der Nazis gesehen, war die Lage unbefriedigend: Die eigenen Anhänger schickte man zum Sterben in den Krieg, und die Regimegegner verschonte man mit diesem Krieg. Warum nicht zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen? Schickt man die Gegner in die Schlacht, hat man mehr Soldaten, und auf diesem Weg kann man sich einfach seiner politischen Gegner entledigen. Man holte also Gegner des Naziregimes aus allen Gegenden zusammen, drillte sie in kurzer Zeit zu Soldaten und setzte sie in Brennpunkten des Krieges ein. Sie sollten in hoffnungslosen Lagen reguläre Truppen ersetzen. Sie wurden nicht befördert und bekamen keine Auszeichnungen. Sie sollten sich bewähren und für Deutschland in den Augen der Nazis sterben. Sie stellten in den Augen der Nazis reines Kanon-Überlebensdar, die diese Einheiten weder oder Strafbataillone betrug 1 zu 999. Diese Bezeichnung hatte sich für übertragenen Sinne, ganz konkret bewahren Tausend Männer am Ende nur er und eine Handvoll Kameraden am Leben. Hatte er nun einfach mehr Glück als seine Kameraden oder war



er stärker, tüchtiger? Je länger ich darüber nachdenke, umso mehr setzt sich bei mir der Gedanke fest, dass es neben einer Menge Glück auch die ungebrochene Zuversicht, der Humor und eine positive Denkweise gewesen sind, die unserem Vater das Leben rettete.

Für die Ziele der Nazis setzten diese Truppen sich nicht ein, dennoch blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich ihrem Schicksal zu fügen und zu kämpfen. Wenn sich diese Truppen trotzdem teilweise hervorragend schlugen, geschah dies nur aus dem Willen, zu überleben.



In Heuberg angekommen, wird den Neuankömmlingen sogleich verdeutlicht, welcher Wind dort weht. Sie müssen zur Einführung an einer Erschießung teilnehmen, der Junge wollte türmen. Dann beginnt die „Ausbildung“: vier Wochen lang werden die militärisch Unerfahrenen durchs Gelände gejagt, von morgens bis

in die Nacht. Sie sollen in drei Monaten lernen, wozu andere Soldaten zwei Jahre brauchten. Als Infanteriepioniere müssen sie Brücken schlagen - Bunker und Panzer sprengen - Minen verlegen usw. Den ersten Ausgang haben die Männer nach acht Wochen, an einem Sonntag von 14 -20 Uhr.

Aus der Zeit vom Beginn der Ausbildung im Heuberg bis zum Ende des Krieges sind eine ganze Reihe von Briefen erhalten, die Robert an seine Familie nach Hause geschrieben hat. Sie sind wichtige und viel sagende Zeugnisse nicht nur über die Ereignisse, sondern vor allem über den Gemütszustand Roberts. Sie sind gekennzeichnet von einer Mischung aus jugendlicher Unbekümmertheit und erwachsenem Fatalismus und strahlen bei allem Leid immer die Zuversicht aus, es werde schon irgendwie alles gut gehen.

In Heuberg angekommen, berichtet er seiner Familie seine neue Situation und vertröstet vor allem seine Mutter, indem er immer wieder betont, dass es ihm gut gehe. „Mir geht es noch gut, was ich auch von Euch hoffe“ ist so ein stereotyper Satz, der die nächsten zwei Jahre in fast jedem Brief zu finden ist. In einem Brief bittet er um die Zusendung von Streichhölzern und sonstige Kleinigkeiten, er erhält ein großes Paket mit weitaus mehr. Sein Dankesbrief

und seine Gedanken an den Geburtstag seiner Mutter bezeugen den tiefen Zusammenhalt, der zwischen ihnen bestand.

Heuberg, den 5.7.43

Ihr glaubt gar nicht, wie ich mich glücklich fühle, zu Hause so liebe Menschen zu wissen, die alles für mich tun, wo ihr doch selbst nichts habt als das Notwendige zum Leben. Nun will ich aber sehr zufrieden sein und nichts mehr von Euch verlangen, denn das wäre ja glatte Ausbeutung, wo ich doch hier auch zu essen bekomme. Ja meine Lieben, ich wollte nur noch ein paar Kleinigkeiten haben und Ihr habt mir wieder ein Paket zusammen gemacht, daß ich mich fast schämen muß, es anzunehmen. Zu Hause mußte ich doch auch mit jedem Stückchen Brot rechnen und wie oft haben wir ein Stück trocken verzehrt und hier würdet Ihr mich verwöhnen.

Nun liebe Mutter, heute an Deinem Geburtstag denke ich mit Stolz an Dich und hoffe noch manchen Freudentag mit Dir zu verleben. Nimm Dir von meinem Geld soviel Du willst und kaufe Dir etwas zum Andenken, egal was Dir gefällt und was es kostet. Zu Karolas Geburtstag nimmst Du 15 Mark und gibst es ihr. Was Liesel angeht, so weißt Du ja, daß mir nichts zu viel ist. Vielleicht findest Du auch etwas für sie zum Geburtstag. Wenn ich mal die Möglichkeit haben sollte, etwas zu erwischen, werde ich Euch natürlich nicht vergessen.

Nun danke ich Euch nochmals für alles, besonders Mutter und Liesel und wünsche Euch alles Gute. Mit den besten Grüßen verbleibe ich heute und immer Euer Robert.

Auf Wiedersehen.

Liesel taucht in den Briefen fast immer auf, sie ist wohl die damalige Frau seiner Wahl. Sie stammte aus einer Gastwirtsfamilie, daher die Bezeichnung „meine hübsche Wirtin“. Fast beiläufig, und wie wenn wir es nicht wissen sollten, erwähnte meine Mutter viele Jahre später, ich war schon erwachsen, dass Robert mit Liesel ein Kind hatte, das aber mit sechs Jahren gestorben sei. Von Liesel erfahren wir später nichts mehr, doch ein Opfer des Krieges ist sie nicht geworden. Anlässlich eines Briefes an einen ehemaligen Kameraden und Parteigenossen im Jahre 1947 schreibt er von Liesel:

Von unserer alten Freundin Liesel soll ich Dir recht viele Grüße bestellen, sie ist immer noch der gute treue Kamerad wie Du sie in Ansbach kennen gelernt hast. Seit Jahren besitzt sie eine saubere Gastwirtschaft, und wenn Dich dein Weg mal nach Ludwigshafen führt, so wird sie sich riesig freuen, mit Dir alte Erinnerungen auszutauschen.

Roberts Mutter hatte offensichtlich gleich zu Beginn des Aufenthaltes im Heuberg die Absicht geäußert, ihn dort zu besuchen. Mit deutlichen Worten lehnt er diesen Plan als sinnlos und wenig erfolgversprechend ab. Doch wenn sich seine Mutter etwas in den Kopf gesetzt hatte, führte sie es auch aus. Aus den Briefen geht hervor, dass sie ihn tatsächlich besucht, vermutlich in Ulm, wohin Robert ein paar Tage zu welchem Zweck auch immer verlegt wird.

Auch einige Fotos sind von den ersten Wochen seiner Militärzeit im Heuberg erhalten. Sie zeigen, wie gewohnt, einen fröhlichen, gut aussehenden, kräftigen jungen Mann, der zumindest gut verbergen kann, dass er Angst hat vor dem, was nun kommen mag. Wenn ich richtig gesehen habe, ist Robert auch abgebildet auf einem Foto vom Heuberg, das in der Ausstellung zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Berlin gezeigt wird.

So brutal, grausam und gefährlich die folgenden zwei Jahre auch für Robert werden sollten, ist es doch auffällig, dass er in seinen Erinnerungen über keine Phase seines Lebens mehr aufgeschrieben hat als über diese Kriegsjahre. Dies ist sicher psychologisch dadurch zu begründen, dass er hier, im Gegensatz zu seiner Inhaftierung in Gefängnis und KZ, das Gefühl haben konnte, selbst ein Handelnder zu sein, selbst durch sein Verhalten sein Schicksal lenken zu können. In Dachau war man völlig in der Hand der SS, man konnte kaum Einfluss auf das eigene Schicksal nehmen.

Am 31.09.43 geht es zu dem vorgesehenen Einsatzgebiet. Robert bereitet seine Familie gleich auf die neue Situation vor, dass von nun an nicht mehr so häufig mit Briefen zu rechnen sein würde. Die aufregenden Ereignisse in den letzten Jahren des Krieges hat Robert derart ausführlich und plastisch beschrieben, dass sie hier weitgehend in seinen eigenen Worten wiedergegeben werden sollen.

Im September ging es auf große Fahrt durch den Balkan nach Griechenland. Gesprengte Brücken und Züge boten gespenstige Anblicke. 84 Tunnel wurden durchfahren bis wir in Athen ankamen. In Piräus warteten 8 Landungsboote auf uns. Voll Munition beladen, sollten wir die Insel Cos anlaufen. Im Morgengrauen des 6. Oktober ging es los. Nach ruhiger Fahrt wurden wir am 7. Oktober von 2 englischen U-Booten entdeckt. Sie eröffneten morgens um ½ 5 das Feuer, wurden aber durch unsere Abwehr vertrieben. Ich hatte das Pech, einen Schuß in den rechten Oberschenkel zu bekommen. 1 Std. später war der Teufel los. 1 Kreuzer 1 Zerstörer und 2 Kanonenboote kreisten uns ein. Wir wehrten uns bis unser Schiff in Flammen stand. Dann sprangen wir ins Meer. Alle 8 Schiffe flogen in die Luft. Viele Kameraden gingen mit unter, oder wurden im Wasser getroffen. Mit Maschinengewehren schoss

der Tommy noch auf schwimmende Soldaten. Erst als einige deutsche Flugzeuge auftauchten, drehten die Schiffe ab. Viele Kameraden versuchten schwimmend die Türkei zu erreichen. Dort empfing sie Gewehrfeuer und keiner kam an Land. Ich schwamm vor allem von den untergehenden Schiffen weg, Eine Schwimmweste mit Halsring hielt mich über Wasser. Das Wetter war schön, das Wasser warm, was sollte ich tun? Ich konnte nur auf ein Wunder warten, nachmittags versuchten die Jungs der Luftwaffe uns aufzufischen. Wir waren nur kleine Punkte in der großen Wasserfläche. Nach 11 ½ Std. hatte man mich entdeckt und in das Flugzeug gezogen. Nur 1/3 wurde gerettet. Nach 3 Tagen auf der Insel Cos brachte uns eine Ju 52 nach Athen ins Lazarett. Nach 8 Tagen humpelte ich auf 2 Krücken durch die Gegend.

Einen seiner Briefe aus Griechenland lässt Robert enden:

Hoffentlich steht die Kneipe von Liesel noch und ich wünsche mir einmal nur noch die schöne Zeit, wo ich manche Stunde verbracht habe. Nun für heute alles Gute und recht viele Grüße und Küsse Euer Robert.

Auf Wiedersehen und macht Euch keine unnötigen Sorgen. Und gibts auch mal Zunder und Dreck, das alles geht wieder weg. Parole: Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei. Euer Robert



In einem ausführlichen Brief schildert er das Leben im Lazarett, wo es verhältnismäßig human zugeht. Einige Fotos zeigen Robert im Schlafanzug auf der Krankengrube, wohlgenut und lachend ein Buch in der Hand haltend.

Nachdem die Verwundung einigermaßen verheilt ist, geht es nach Wien, von wo aus Robert zu einer Einheit nach Baumholder

geschickt wird. Einige Wochen hat er Ruhe, dann geht er mit einem Transport nach Russland, er stößt zum 15. Bataillon 999.

Am 11.3.1944 schreibt er nach Hause:

Meine Lieben, diese paar Tage Russland werde ich nie vergessen. Am Dienstag wurden wir mit der Kleinbahn 4 Stunden nach vorn gebracht. Dann marschierten wir von 11 Uhr nachts bis morgens 6 und da wir uns verlaufen hatten, kamen wir an derselben Stelle wieder raus, wo wir weggingen. Hundemüde suchten wir uns in Panjehütten eine Unterkunft. Mit 7 Mann lagen wir in einem Raum, der ungefähr so groß ist wie Euer Keller, und außer uns hausten noch 2 Frauen und 2 Kinder darin. Die Flöhe tanzten auf uns herum, doch das störte uns nicht. Abends um 5 zogen wir wieder los und nach mühevолlem Marsch gelangten wir nachts um 2 Uhr in Beroslav am Dnepr an. Der Russe lag uns 200 Meter gegenüber. Die Fronttätigkeit war verhältnismäßig ruhig. Morgens um 9 Uhr traten wir an zum Appell. Das erste war, politisch Bestrafte links raus. Wir waren 25 Mann. Man nahm uns die Waffen ab und dann warteten wir auf besondere Verwendung. Abends um 10 Uhr nahmen wir unser Gepäck auf und trabten wieder zurück. 25 km durch Dreck und Schlamm mit 60 Pfund auf dem Buckel, das macht den stärksten Mann fertig. Der Boden klebt wie Pech an den Stiefeln und manchmal möchte man am liebsten liegen bleiben. Doch um 6 Uhr waren wir da und da sahen wir von allen Seiten Truppen marschieren. Der Russe war durchgebrochen und nun kam der Rückzug. Unser Gepäck wurde verladen und wir marschierten weiter auf dem Schienenstrang entlang. Nach 15 km lagerten wir und warteten, bis sich die Kleinbahn nahte und dann fuhren wir in kleineren Trupps zur Hauptbahn zurück. Der Russe griff uns mehrmals mit Flieger an, doch war nichts besonderes. Abends wurde dann die Strecke teilweise gesprengt. Um 7 Uhr suchten wir uns eine Notunterkunft, um wenigstens ein paar Stunden zu schlafen, der Russe belästigte uns die ganze Nacht mit Fliegern. Um 3 Uhr zog ich auf Wache und um halb 11 fahren wir zurück nach Nikoleijev. Dort sollen wir zu einer Baukompanie, das heißt schanzen. Doch kann uns nichts erschüttern. Das ist alles halb so wild, mit Waffen trauen sie uns halt nicht.

Wenige Tage später schreibt er:

Nun bin ich schon 5 Tage hier und weiß noch nicht, was jetzt eigentlich kommt. Wir sind praktisch deutsche Kriegsgefangene. Wir sitzen hinter Stacheldraht und werden von Posten bewacht. Im selben Lager sind auch 15 000 Russen untergebracht. Morgen soll es weiter gehen, wahrscheinlich ins Reich. Der Russe stand gestern 13 km vor der Stadt. Das Essen ist knapp, dafür haben wir wenigstens Ruhe. Russische Flieger sind jede Nacht hier, doch es stört uns nicht. Den letzten Brief schrieb ich Euch am 11.3. morgens 8 Uhr. Wir sollten dort um halb 11 verladen werden. Bekanntlich mussten wir versuchen, aus dem Kessel rauszukommen. Der Russe warf laufend Bomben auf Ziele rund um den Bahnhof, obwohl alles voll stand mit Soldaten, schoss er nicht auf uns. Um 1 Uhr hieß es dann "alles auf den Güterzug, der Russe versucht, die Bahn zu durchbrechen". Ich saß auf der Lokomotive und wir zogen los. Das war 60

km vor Nikoleijew. Nach 20 km standen tatsächlich russische Panzer 5 km vor der Bahn in einem Dorf. Alles war schon gestürmt, da rasselten Sturmgeschütze und deutsche Panzer heran. Unsere Flieger warfen auch schon mehrere in Brand. Alle Landser mussten den Zug verlassen und wurden zur Verteidigung eingesetzt. Nur wir 255 Mann entwaffnete Truppe fuhren weiter und kamen abends um 7 Uhr in Nikoleijew an. Nach einstündigem Marsch zogen wir ins Gefangenenerlager ein, wo schon weitere 200 Mann auf uns warteten.

Wir sind alle als politisch unzuverlässig aus den Stellungen rausgezogen worden, entwaffnet und nach hier gebracht. Es soll jetzt ein Bericht aus Berlin



abgewartet werden, was mit uns geschehen soll. Wir sind alle von 999 und nun will keiner über uns die Verantwortung übernehmen. Das Wichtigste für mich ist jetzt, erst mal aus dem Kessel rauszukommen, denn der Russe kommt überall bedenklich näher. Wir sind schon überall feste am sprengen und von der Stadt wird nicht mehr viel übrigbleiben.

Nächstes Ziel ist vermutlich Odessa, vorausgesetzt, dass der

Russe nicht schon vor uns darin ist. Wenn die Bahn zu stark überlastet ist, werden wir halt laufen, es sind bloß 120 km, dann werden wir weiter sehen, was kommt. Gestern wurden wir entlaust, bekamen Schnaps und 50 Zigaretten. Nun gehts wieder eine Weile.

In seinen späteren Erinnerungen schreibt Robert über diese Tage:

Um 9 Uhr wurde angetreten und der Befehl war, politisch Bestrafte links raustreten. Man entwaffnete uns, denn vor Tagen waren einige Landser über den gefrorenen Fluss übergelaufen. Abends um 10 traten 25 Mann von 999 unter Bewachung den Rückzug an. 25 km. mit 60 Pfund auf dem Buckel war die erste Station. Der Schlamm klebte wie Pech an den Stiefeln. Durch russische Flieger dauernd belästigt, marschierten wir nach Nikolajew, wo wir zu einem Bautrupp sollten. Zunächst saßen wir aber hinter Stacheldraht als deutsche Kriegsgefangene, mit 15000 Russen. Unsere Gruppe war inzwischen 455 Mann stark. Als sogenanntes Meutererbataillon wurden wir unter strenger Bewachung von 67 Wehrmachtsangehörigen über Odessa - Jassi - Tirrapol durch Polen nach Baumholder gebracht. Die Gruppe war isoliert und jeder Einzelne wurde überprüft.

In diese Zeit fällt offenbar auch ein Kurzurlaub zu Hause. Ein Foto zeigt Robert im Kreise seiner Mutter, Karola, der Schwester, und Liesel, wie sie spazieren gehen. Ein anderes die drei Frauen einträchtig im Gras sitzend. Auch im elterlichen Wohnzimmer lässt sich die gesamte Familie ablichten, Karola mit Akkordeon in der Hand. Man wusste zu feiern, schließlich konnte es immer das letzte Mal sein.



Im Juli 1944 geht ein neuer Transport nach Athen. Nach abenteuerlicher Fahrt kommt die Truppe am 12. August an. Ein Auszug eines Briefes:

Zurück möchte ich diese Fahrt nicht mehr machen. Überall ausgebrannte Züge und gesprengte Brücken. Angriffe von Partisanen. Kaum hatten wir die Thermopylenpässe passiert, flog hinter uns die größte 10 mtr. hohe Brücke in die Luft. Wir sind in einer Kaserne in Piräus untergebracht. Bei 500 Hitze werden wir im Gelände gejagt, der Landser muss fit bleiben.

Die politisch Unzuverlässigen waren beim Militär nicht besonders beliebt, sie wurden stets rumgereicht. Die 90 Mann der 999er, unter denen sich Robert befindet, wollte keiner haben. Entsprechend einer Verfügung von General Hauser werden sie unter den einzelnen Verbänden aufgeteilt. Robert Einheit wird das Alarmregiment Athen, welches am 16. Oktober 1944 als letzte den langen Rückzugsmarsch antritt. Nach 14 Tagen und 700 km Fußmarsch über Berge und Täler, bei Schnee und Regen erreicht der verbliebene Rest an Weihnachten Sarajewo. Robert als MG-Schütze muss immer den Schluss bilden. Einige Erlebnisse schildert er später in seinen Erinnerungen:

Beim Überqueren der Thermopylen von Athen nach Lami befanden wir uns auf einer Passstraße, rechts und links dichter Wald. Wir Pioniere von 999 bildeten den Schluss. Lediglich eine Fahrradgruppe war noch hinter uns. Plötzlich gerieten wir in einen Feuerüberfall der Partisanen, die nachts im Wald versteckt waren. Der Abstand betrug etwa 80 - 100 mtr. Die Radfahrer versuchten zu türmen. Unser Leutnant rief mir zu, „M.G. übernehmen sie Feuerschutz.“ Ich warf mich an die Böschung und knallte wahllos in den Wald. Nachdem ich einige Magazine verschossen hatte, war es plötzlich still. Ich schaute mich um und stellte fest, dass ich allein war. Da zischten auch von der linken Seite Geschosse um mich. herum. Ich war eine Zielscheibe ohne Deckungsmöglichkeit. Ich reagierte sofort und rannte die Straße hinab, verfolgt von den Kugeln der Scharfschützen. Bald merkte ich, dass es so keine Rettung gab. Ich

warf das M.G. in den Straßengraben, schnappte mir ein Fahrrad, dessen Besitzer tot daneben lag und radelte wie der Teufel die Straße entlang. Doch die Freude währte nicht lang. Ein kurzer Schlag und ich flog auf die Straße. Eine Kugel hatte den Rahmen genau unter dem Sattel zerfetzt. Wäre ich eine Idee langsamer gefahren, so hätte sie mir das Kreuz abgeschlagen. Sofort rappelte ich wieder auf und rannte im Zick-Zack auf eine Bretterhütte zu, die wahrscheinlich einem Straßenwärter gehörte. Völlig erschöpft rollte ich die Böschung hinunter um zu verschlafen. Plötzlich hörte ich Stimmen. Ich nahm meine Pistole und spähte vorsichtig in die Gegend. Voller Freude rannte ich auf die Kameraden zu, die mich wie einen Geist anstarrten. Sie hatten mich längst aufgegeben. Sie brachten mich zum Leutnant, um Bericht zu erstatten. Der brüllte mich an mit den schönsten Schimpfworten, die der Barras kennt. Er drohte mir mit dem Kriegsgericht, wenn ich nicht sofort mein M.G. wieder beibrächte. Inzwischen waren einige 2 cm Flak aufgefahren, um die Partisanen zu vertreiben. Sie nahmen mich mit und ich fand auch mein M.G. unbeschädigt wieder. Die toten Kameraden blieben zurück, denn die Parole war, Vorwärts Kameraden, wir müssen zurück.

Inzwischen waren wir über Larissa auf dem Götterberg Olymp. Leider hatten wir wenig Muse, uns an der schönen Landschaft zu erfreuen. Fast alle Brücken waren gesprengt, in den Schluchten lagen Züge und Lastwagen. Die Partisanen waren uns ständig auf den Fersen. Nachts wurde marschiert, tagsüber eingekelt oder Angriffe abgeschlagen. So gelangten wir über Saloniki, Skopje nach Prestina. Hier waren alle Löcher zu. Es ging nicht weiter, die Passstrasse war eine ausgebaute Bunkerfestung. Unser Regiment hatte vor allem Matrosen, Flieger und Verwaltungspersonal. Infanteriepioniere gab es nur bei uns 999, denen man aber nicht so recht traute. Nun erinnerte man sich an uns und dachte, wenn die hops gehen ist es nicht schade. Man hielt uns einen Vortrag, dass alle Hoffnung bei uns liege und wir uns bewähren könnten. Im Morgengrauen keuchten wir schwer beladen den Hang hinauf, unterstützt von Granatwerfern und MG-Feuer. Wir sprangen von Baum zu Baum wie ein gehetzter Hase. Wenn ich heute daran denke, muss ich lachen, doch es war leider nicht zum Lachen. Wir wurden von einem Feuerzauber empfangen und mancher Kamerad rollte den Berg hinunter. Ich hatte die Aufgabe einer Nachbargruppe Feuerschutz zu geben, damit sie an die Bunker herankamen und mit Handgranaten die Besatzung in die Flucht schlug. So rollten wir die einzelnen Bunker auf und der Vormarsch ging weiter. In der nächsten Stellung musste ich mir ein Loch schanzen und Sicherungsposten beziehen. Außer mir waren noch ein Gefreiter und ein Unteroffizier anwesend. In der Nacht sollten wir uns absetzen. Ich hatte mein Loch neben einem hohen Baum gegraben, was sich als falsch erwies. Der Gegner belegte die Straße mit Granatwerferfeuer. Eine Granate schlug einen dicken Ast ab, der mir das Kreuz abgeschlagen hätte, wäre ich nicht in meinem Graben tiefer als die Straße gelegen. Meine 2 Kameraden befreiten mich aus der komischen Lage und wir zogen uns tiefer in den Wald zurück. Wir erkundeten das

Gelände und plötzlich waren wir starr vor Überraschung. Etwa 100 mtr. unter uns lagerte eine größere Abteilung Soldaten mit Pferden. Unser Unteroffizier, ein begeisterter Hitlerjunge, wollte mir sofort das M.G. entreißen und in die Gruppe feuern. Nur mit Unterstützung des Gefreiten gelang es mir ein Unglück zu verhindern. Er wollte nicht begreifen, dass wir nach der 1. Salve verloren wären.

Bei Einbruch der Dunkelheit setzten wir uns ab und gelangten nach 2 Tagen mit Karte und Kompass wohl behalten bei unserer Einheit an. Sie hatten uns nicht mehr erwartet. Doch es blieb alles beim alten.



Die ausgegebene Parole war: die 999er haben sich erst bewährt, wenn sie unter dem Boden liegen. Die Tapferkeit, welche die zum Dienst gezwungenen Soldaten an den Tag legten, entsprang nur dem Willen zur Selbsterhaltung. Jeder wollte nur überleben und nach Hause. Das waren auch Roberts Motive, und schließlich hatte er auch noch eine ganze Portion Glück.

In seinen Briefen zeigt sich Robert immer wieder von seiner optimistischen, zum Teil auch fatalistischen Seite. Kaum einmal findet man in den Briefen trübe Gedanken, wie sie eigentlich angesichts der Situation zu erwarten wären. Eine Ausnahme bildet der Brief vom 24.9.44, in dem die schier aussichtslose Lage geschildert wird und aus dem die Gewissheit spricht, dass die nächsten Tage die Hölle bringen werden. Dieser Brief klingt wie ein Abschiedsbrief, zum erstenmal wird Liesel anders angesprochen als mit ihrem Namen: "meine hübsche Wirtin, meine Freundin Liesel". Der Brief schließt mit dem seltsam düsteren "Gute Nacht Mutter":

Ich mache Euch hier nichts vor, sondern sage die Wahrheit, dass Ihr Bescheid wisst und nicht kopflos werdet, wenn eine Zeitlang die Post ausbleibt. Es wird

schon noch alles gut werden. Ich habe das Gefühl, dass mir nichts passiert und nehme alles von der leichten Seite. Meinen Humor und das Lachen werde ich nicht dabei verlieren. Natürlich hätte ich vorher noch gern ein paar Briefe von Euch und von Liesel, um zu wissen, was sich zu Hause alles geändert hat.

Heute bekamen wir wieder Schnaps und 25 Rollen Drops. Wenn es los geht, gibt es auch wieder Schokolade. So ist es immer. Wenn es dem Ende zugeht, ist genügend da und viel wird in die Luft fliegen.

Nun heißt es also, die Füße schmieren und laufen unter dem Motto: Wozu ist die Straße da, zum marschieren. Das stärkt die Glieder und fördert die Verdauung.

Nun muss ich Schluss machen und etwas essen, nachher muss ich wieder auf Wache ziehen. Viele Grüße an meine hübsche Wirtin, meine Freundin Liesel. Euch alles Gute wünschend grüßt und küsst Euch alle Euer Robert.

Gute Nacht Mutter.

Die Reihen werden durch Hunger, Krankheit und Partisanenüberfälle immer lichter. Doch als die Einheit am Weihnachtsabend in Sarajewo ankommt, scheint für die Männer das Schlimmste überstanden. Nach Wochen gibt es zum erstenmal wieder etwas Warmes zu essen: Grießsuppe, Salzkartoffel und Gulasch. Danach marschieren sie weiter bis Brod, wo der 73tägige Gewaltmarsch endet. Vermutlich ist es das „Training“ dieses Marsches gewesen, das Robert zu einem unermüdlichen Wandersmann hat werden lassen. So mancher Sonntagsausflug in den nahen Pfälzer Wald geriet in meiner Erinnerung zum anspruchsvollen Marsch, der für die ganze Familie äußerste Kraftanstrengung erforderte, während der Vater eine unermüdliche Kondition bewies.

Über sein weiteres Schicksal schreibt Robert:

Mit wunden Füßen, Schultern und einer Rippenfellentzündung durch die Strapazen und Kälte, kam ich nach Agram und dann nach Michelstadt bei Pegnitz ins Lazarett. Ende Jan.1945 wurde ich entlassen, ich sollte mich in Torgau melden. Da ich seit Monaten von zu Hause keine Nachricht hatte, riskierte ich eine Fahrt über Würzburg - Heidelberg - Mannheim. Beinahe wäre es schief gegangen, da ein Fliegerangriff in Neckargemünd unseren Zug erheblich beschädigte. Zu Hause war die Freude groß, wir waren alle noch gesund und nach wenigen Stunden trat ich die Reise in die Endphase an. In Torgau angekommen, fand ich noch einige Leidensgenossen von 999. Unsere Einheit bestand nicht mehr. Wir sollten nach Olmütz zur Wehrmachtsstrafeinheit 500. Dort war man nicht entzückt von uns, denn diese Leute hatten alle einmal einen höheren Dienstgrad, den sie nach 3 Fronteinsätzen wieder erlangen konnten.

In all diesen Monaten informiert Robert stets in Briefen seine Familie zu Hause so gut es geht über die aktuelle Situation und hält sie auf dem Laufenden. Hin und wieder bekommt er auch selbst Briefe von zu Hause, diese sind aber nicht erhalten. Auch von seinen Briefen existiert nur eine Auswahl, offenbar müssen es viel mehr Briefe gewesen sein, die möglicherweise auch gar nicht alle angekommen sind. Es fehlen vor allem Briefe aus dem letzten halben Kriegsjahr. Geschrieben sind die Briefe mit Tinte oder Bleistift auf offiziellem Feldpostpapier oder irgendwelchen Papierstücken, manchmal auch auf Postkarten.

Geradezu als pervers empfindet man Postkarten, deren Vorderseite eine Karikatur fröhlich zechender Soldaten abbildet, die im Chor singen: Nie kehrst du wieder, goldne Zeit, so frei und ungebunden!

Der letzte Brief, der erhalten ist, stammt vom 30.10.44, er endet mit

Keine Bange, ich komme schon wieder.

Robert übersteht auch noch die letzten Wochen und Monate des Krieges, gestärkt durch einen ungebrochenen Überlebenswillen, eine fatalistische Weltansicht und jugendlicher Unbekümmertheit. Dabei wird er immer wieder gefordert und befindet sich jeden Tag am Rande des Abgrundes. Täglich werden Soldaten erschossen. Die letzten Verbliebenen von 999 müssen sie wegbringen: Wie unfassbar die Verblendung gerade der am Ende des Krieges von den Nazis aufgebotenen Jugendlichen gewesen ist, beschreibt er in einem Erlebnis:

HJ-Führer übten mit Kindern Panzerfaust und Handgranaten Einsätze. Ein Panzerfeldwebel, der vorbei kam, sagte, sie sollen nach Hause gehen, sie könnten den Sieg auch nicht mehr retten. Wie eine Meute wilder Hunde fielen die Jungen den Soldaten an, sprachen von Verrat und knüpften ihn am nächsten Baum auf. Das war 8 Tage vor Kriegsende. In Polen geriet eine Truppe in den Hinterhalt von Partisanen. 5 Landser konnten sich retten. Die Feldpolizei brachte sie zu uns, wo sie wegen Feigheit vor dem Feind erschossen wurden.

Kriegsende

Am 7. Mai 1945 kommt endlich das Ende dieses grausamen Krieges. In seinen Erinnerungen berichtet Robert von dem letzten Kriegsereignis, das ihm fast noch das Leben gekostet hätte:

Hinter einer Panzersperre bei Johnsdorf sollten wir Stellung beziehen. Alles war ruhig. Plötzlich heulten Granaten einer Stalinorgel über uns. Die Wirkung war verheerend. Fast alle tot oder verwundet. Ich spürte eine Druckwelle und einen Schlag am rechten Handgelenk. Als ich wieder klar denken konnte, hatte ich das Gewehr noch in der Hand in 3 Teile zerbrochen. Mein Stahlhelm war fortgeflogen, zum Glück hatte ich den Kinnriemen nicht angelegt. Nun hatte ich die Nase voll. Ich warf die Waffen weg und ging in das nächste Haus.

Nur 16 Landser hatten überlebt. Der Bewohner des Hauses führt Robert auf den Speicher. Nach einigen Stunden kommt ein junger Russe, der deutsch spricht, und nimmt ihn mit. Die aufkeimende Hoffnung, als politisch auf der Seite der Sieger Stehender nun besser behandelt zu werden, trägt jedoch. Beim Verhör nimmt man Robert das Soldbuch und Privatgegenstände ab. Die Russen handelten wie überall: Die Offiziere wurden besonders höflich behandelt. Die Landser waren für sie alle gleich, egal wo sie herkamen.

Der Krieg war zu Ende, eine Ordnung gab es nicht und auch in Tschechien ging es drunter und drüber. Nach 3 Tagen kommen die letzten Soldaten von Roberts Einheit nach Mährisch-Schönberg, wo sie an die Tschechen übergeben werden. Die Bewohner waren 90 % Deutsche, die Tschechen waren dabei, die Macht zu übernehmen. Sie hatten keine Lust, sich mit den besiegten Soldaten zu beschäftigen und schickte sie einfach fort. Dabei wussten sie genau, dass niemand aus dem Land kam. In ihrer Euphorie machen sich die meisten gleich auf den Weg in die Heimat und landen bald in Gefangenenlagern. Robert jedoch war nicht nur jung, die letzten Jahre hatten ihm auch viel Erfahrung beschert, eine Erfahrung, die ihm die Fähigkeit verlieh, Situationen richtig einzuschätzen. Er bleibt zunächst in Tschechien und geht mit einer Frau Tschund, die ihm Zivilkleidung von ihrem verstorbenen Mann gibt. Nach 10 Tagen mussten alle Deutschen die Papiere umtauschen. Nach anfänglichen Schwierigkeiten gelang es ihm, sich als Schlosser zu betätigen. Er wurde einem Schlossermeister zugeteilt und arbeitete 3 Monate, wonach er sogar noch ein richtiges Arbeitszeugnis erhält, mit bestem Inhalt, wie es sich schon fast von selbst versteht. Die Tschechen hassten die Deutschen, wozu sie schließlich auch allen Grund hatten. Sie zwangen sie, auf der Kleidung ein großes N (für Nemec = Deutscher) zu tragen. Morgens wurde ein Großteil der Bevölkerung gesammelt

und zum Arbeitseinsatz gebracht. Abends standen viele vor der verschlossenen Wohnung und mussten sehen, wo sie unterkamen. Robert wird oft geholt, um die Wohnungen zu öffnen und wieder zu verschließen. Das Inventar wurde von der Behörde beschlagnahmt. Dem Meister, bei dem Robert untergekommen war, wurde mitgeteilt, dass der Betrieb von einem Tschechen geleitet wird. Er könne als Geselle weiter arbeiten oder auswandern.

Auch wenn Robert anfänglich einer unter vielen besiegten Deutschen gewesen ist, bringt ihm seine politische Gesinnung allmählich doch noch einige Vorteile. Bei Arbeiten in einer Villa lernt er den Polizeichef Dr. Bosbischil kennen, der in Deutschland studiert hatte. Er vermittelt eine Zusammenkunft mit den örtlichen Kommunisten. Nach Überprüfung seiner Angaben kann er das Parteizeichen tragen, was ihm viele Schwierigkeiten erspart. Mit Unterstützung der Partei kann Robert Ende Juli bei Asch über die Grenze gehen. Doch er hat Pech. Bei Pegnitz nehmen ihn die Amerikaner fest und sperren ihn in ein Gefangenenlager. Dort herrschte eine Kasernenhof-Atmosphäre, in der die deutschen Offiziere schon wieder Oberwasser bekamen. Er versucht nun alles, um so schnell wie möglich wieder in Freiheit zu gelangen.

Da er wusste, dass in die französische Zone niemand entlassen wurde, gibt er als Wohnort Weidelwang in der Oberpfalz an. Das Kalkül geht auf. Die Amerikaner entlassen viele Soldaten für den Ernteeinsatz auf dem Land. Robert ist dabei. Was nun folgt, ist für Robert nichts Neues: tagelange Fußmärsche und einzelne Bahnfahrten in überfüllten Güterwagen. Diesmal aber mit dem eindeutigen Ziel: die Heimat und die Familie. In Boxberg macht er eine Zwischenstation und verbringt einige Tage bei dem Bruder seines Vaters. Dieser Ort sollte später mehrmals das Ziel eines größeren Ausflugs werden. Ich erinnere mich zumindest als Kind an Besuche des entfernten Verwandten auf dem Bauernhof, der nur nach halbtägiger Bahnfahrt mit mehrmaligem Umsteigen erreicht werden konnte.

Dann geht es wieder auf die Landstraße. Im September 1945 kommt Robert wohlbehalten zu Hause an. Die Freude ist groß, denn alle sind gesund und das Haus steht auch noch. Die unfassbaren und schrecklichen Ereignisse der vergangenen drei Jahre seines Lebens charakterisiert Robert in seinen Erinnerungen mit den lakonischen und fast verniedlichenden Worten:

Eine Episode voller Abenteuer und Erfahrungen war glücklich beendet.

Ein neuer Anfang

Am 5. Oktober 1945 steht Robert wieder in seinem alten Betrieb, wo er bis Mai 1947 als Schlosser arbeitet. Doch die Politik lässt ihn nicht los. Jetzt, nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Systems sieht Robert die Chance, eine Gesellschaft aufbauen zu helfen entsprechend der Ideale, für die er gekämpft hatte und für die er bereit war, in den Tod zu gehen. Er gibt seinen so geliebten Schlosserberuf auf und geht als Parteisekretär zur Landesleitung der KPD. Er wird zum Mitbegründer der Metallarbeiter-Gewerkschaft, die im Herbst 1945 neu aufgebaut wurde. Er nimmt an Schulungskursen teil und wird Jugendsachbearbeiter, zunächst in Ludwigshafen, dann



im Kreisverband und im Landesverband. Robert wird zum richtigen Aktivposten seiner Partei, er gründet Ortsgruppen mit gutem Erfolg. In Ludwigshafen besteht die Jugendgruppe schon nach wenigen Monaten aus 170 Mitgliedern. Der erste Landeskongress findet unter Roberts Leitung in Worms statt.

Im Sept. 1946 hält Robert im Pfalzbau in einer Jugendfeierstunde seinen ersten öffentlichen Vortrag. Unterstützt wird die Feier von Mitgliedern des Pfalzorchesters, dem Gesangsverein Liederkranz und Robert Kleinert von National-Theater Mannheim, der Gedichte von Erich Kästner und Weinert rezitiert. Die KPD war salonfähig geworden, weite Teile der Bevölkerung setzten große Hoffnungen in die Partei. Man erwartete von ihr eine vernünftige, großzügige Politik für alle Schichten. In allen Ludwigshafener Großbetrieben stellten die Kommunisten den Betriebsratsvorsitzenden oder den Großteil der Betriebsräte.

Doch so hervorragend sich viele in den K.Z. oder in der Emigration bewährt hatten, in der praktischen Politik versagten sie.

stellt Robert in seinen Erinnerungen enttäuscht fest. Theorie und Praxis in Einklang zu bringen ist nicht leicht. Sie überschätzten ihre Macht und waren zu wenig kompromissbereit. Man hatte in der Parteileitung nicht den Mut, deutsche Politik zu machen. Man lobte alles, was in der Ostzone oder in Russland sich abspielte. Der Einfluss der Kommunisten ging laufend zurück.



Um eine größere überparteiliche Jugendbewegung zu schaffen, wird 1946 die „Freie demokratische Jugend“ ins Leben gerufen.

Achtung vor jeder ehrlichen Überzeugung soll uns leiten. Friede - Freiheit- Fortschritt sind die Säulen, auf denen unsere Zukunft ruht. Grundrechte der Jugend müssen beschlossen werden.

Unter diesem Motto tritt man vor die Jugend, die sich nach dem Zusammenbruch schwer zurecht fand. Robert wird zum 1. Jugendsekretär für das Land gewählt. Über Trier - Mainz - Neustadt - Pirmasens - Freiburg usw. reist er unter größten Strapazen per Bahn und Fahrrad umher, um neue Jugendgruppen zu gründen, ausgestattet mit einem von den Franzosen ausgestellten Ausweis, damit er die Züge benutzen darf. Im Februar 1947 veranstaltet er im Feierabendhaus der BASF eine Feierstunde. Die Rheinpfalz schrieb darüber:

Hermann Kapp mit seinen Solisten verlieh der Feier einen würdigen Rahmen. Die weitere Ausgestaltung übernahmen Mitglieder der F D J. Die auf einem hohen Niveau stehende Feierstunde endete mit dem Appell an die Jugend, sich der F D J anzuschließen und Mitkämpfer für die Grundrechte der jungen Generation zu werden.

Im April 1947 hält Robert auf einer Veranstaltung eine programmatische Rede, deren Manuskript noch vorhanden ist (s. Anhang). Darin zeigt er großes Verständnis für die fehl geleitete Jugend und wirbt für deren Mitarbeit.

In Krieg und Inflation wurde sie (die Jugend) geboren. Weltwirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit als Erscheinungen der kapitalistischen Wirtschaft überschatteten ihre Kindheit. Als Hitler Reichskanzler wurde, waren sie noch Kinder. Sie sahen mit ihren Kinderaugen den Freudentaumel der Erwachsenen und freuten sich kindlich mit.

Man schickte oder lockte sie in die H.J. mit Fanfaren und schönen Worten und sie folgten begeistert, nichts ahnend, gutgläubig wie Kinder sind. Sie waren in der Schule geistig darauf vorbereitet worden. Der Militarismus hatte bei der Geburt der deutschen Schule bereits Pate gestanden, sein Geist bestimmte seither den Schulunterricht. Moltke sagte einmal; "Der preußische Schulmeister hat die Schlacht von Königsgrätz gewonnen." Diese Erfahrung machten sich die Jugendführer im 3.Reich zu eigen. Sie wussten: Jugend schaut auf und begeistert sich an Vorbildern. Krieg und Feldherrn, das zeigte man ihnen. Sie nützten vor allem den Weg der Deutschen zur Romantik aus, weil sie dadurch die Jugend bequem und unauffällig an ein primitives Lagerleben gewöhnen konnten. Sie verdrängten das frohe Jugendspielen durch krieglerische Geländespiele. Sie lehrten die Jugend anstatt die Schönheit der Landschaft zu schauen, nur noch das Gelände zu betrachten. Sie verdrängte jede geistige Regsamkeit, impften die Jugend mit Kummer, Ideen und Rassenhass, züchteten eine dumme Überheblichkeit gegen andere Völker.

Sie lenkten mit gaunerhafter Fertigkeit, den jugendlichen Widerspruchsgeist von der totalen Autorität des nazistischen Parteiregimes ganz auf das Elternhaus, die Liebe und die humanistischen Kräfte innerhalb der Schule ab. Sie taten alles für Deutschland und entwürdigten in Wirklichkeit den heiligen Vaterlandsbegriff. Viele fanden dieses Führerprinzip eben darum so bequem, weil man nicht viel zu denken brauchte. Denken setzt außerdem Wissen voraus und das wurde dem Volke bewusst vorenthalten. Man wünschte keine Dichter und Denker, man erzog Soldaten. Diejenigen die also noch menschlich fühlten, wurden durch die an sich überstürzenden Ereignisse alle in ihren Bann gezogen und abgelenkt. ... Die Jugend war begeistert, war stolz, Angehörige eines Volkes sein zu dürfen, dessen Wehrmacht von Sieg zu Sieg eilte. Aber der Rückschlag kam schnell. Niederlage vor Moskau -Eiswinter - Rückzug - Stalingrad wurde ein Fanal. Die Kritik erwachte, die Jugend wurde nachdenklich, sie suchte nach dem Sinn des Lebens. Man hatte den Krieg satt. Dieses Hundeleben und Dahinvegetieren. Man wollte einmal wieder Mensch sein. Die Geschwister Scholl - Probst- und viele Unbekannte erregten Verzweiflungstaten. Diese Jugend wusste kaum wofür, sie wusste nur wogegen. Diese Rebellen aus innerer Ehre wollte das Naziregime beseitigen aber Hitler erschien wieder vor ihnen unantastbar. Sie hatten immer wieder gelernt: Hitler ist Deutschland. Deutschland aber war der heilige Vaterlandsbegriff für die Jugend. Unter dieser Parole kämpften sie heroisch und oft sogar bestialisch. Sie folgten aus missverstandener Nibelungentreue ihrem Verderber in den Untergang.

Inwieweit die Gedanken in dieser Rede von Robert selbst gekommen sind und inwieweit sie von der Partei vorgestanzte Floskeln waren, lässt sich nicht sagen. Sicher dem Programm der kommunistischen Jugend entnommen sind die politischen Forderungen, die Robert vorträgt. Diese sind zum Teil sehr konkret und auch fortschrittlich, und mit Staunen muss man zur Kenntnis nehmen, dass einige davon auch heute, mehr als 60 Jahre danach, immer noch auf ihre

Verwirklichung warten. So etwa die Forderung nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit, oder die konkrete Umsetzung des Rechts auf Bildung durch kostenlosen Zugang zu allen Schulen und Ausbildungsstätten. So richtig verwirklicht ist heute eigentlich nur das neben den politischen Rechten, dem Recht auf Bildung und dem Recht auf Arbeit als viertes von der FDJ gefordertes Recht für die Jugend: Das Recht auf Freude und Frohsinn. Allerdings dürfte die Umsetzung dieses "Rechts", welche die jungen Menschen eher in eine kommerzielle Abhängigkeit getrieben hat, doch nicht dem entsprechen, was Robert und seine Mitstreiter damals im Sinn hatten.

Anfang Oktober 1947 findet der erste Landeskongress der FDJ in Pirmasens statt, 84 Ortsgruppen existierten mittlerweile. Der Erfolg seiner Arbeit beflügelt Robert, seine Zukunft in der Politischen Arbeit zu sehen. Ende Oktober fährt er für 6 Monate nach Berlin zur Karl Marx Hochschule, um sich ideologisch fort- und auszubilden.

Robert sieht sich nun auch in einer ganz neuen gesellschaftlichen Position. Er, der von den Nationalsozialisten Verfolgte und Geächtete, wird nun wiederholt um Hilfe gebeten von Bekannten, die ihre angeblich saubere Gesinnung oder zumindest nur minder schwere Verstrickung in das Geschehene von ihm bestätigen lassen wollen. Robert entledigt sich dieser Aufgabe souverän. Er bestätigt zwar die tadellose Solidarität, welche die jeweilige Person ihm gegenüber gezeigt habe, aber was die Person in ihrer Betätigung zum Beispiel im Reichsarbeitsdienst gemacht habe, das entziehe sich seiner Kenntnis. So schreibt er an eine Bekannte begleitend zu der gelieferten eidesstattlichen Erklärung:

Ich bin gerne bereit, Dir ein Zeugnis auszustellen, ob es Dir aber etwas nützt, ist eine andere Frage. Was Du beim BDM und bei der Werkgruppe getan hast, weiss ich nicht. Hoffentlich warst Du dort derselbe Mensch und Kamerad wie ich Dich kennen und schätzen lernte. Vor allem bitte ich Dich um eins, vergiss nicht, dass Du als deutsches Mädel auch heute noch den Mut und die Kraft aufbringen musst, der Dir die Anerkennung und Achtung Deiner Mitmenschen sichert. Nicht Du bist schuld an der politischen Entwicklung gewesen, sondern die Leute, die Dich und Millionen junge Menschen erzogen und verblendet haben. Das kannst Du jederzeit betonen und durch Dein Verhalten heute unter Beweis stellen, dass Du gewillt bist, beim demokratischen Neuaufbau unseres Vaterlandes mitzuhelfen, um eine Wiederholung der Katastrophe zu verhindern.

Nach vorne gucken, das war die Devise für Robert. So gibt er selbst für einen jungen Mann, der bei der Waffen-SS gewesen ist, eine wohlmeinende

Erklärung ab. Auch wenn es sich dabei um einen Vetter Roberts handelt, ist sein Verständnis schon bemerkenswert. Nachdem er dessen verkorkste Jugend mit einem trinkenden Vater als Entschuldigung herangezogen hat, schreibt er grundsätzlich:

Ich bin anerkanntes Opfer des Faschismus und nicht daran interessiert, wirklich Schuldige vor ihrer verdienten Strafe zu schützen. Als Mensch will ich aber überall dort helfen, wo eine Möglichkeit vorhanden ist, aus einem auf Irrwege geleiteten jungen Menschen ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft zu machen.

Ernüchterung und Enttäuschung

Als die Landesleitung der KPD nach Mainz verlegt wird, bleibt Robert als Kreissekretär in Ludwigshafen. Die Bezahlung ist miserabel. 1950 monatlich 190 DM. Als Schlosser hätte er mehr verdient, doch sein Idealismus ist noch ungebrochen. Dies ändert sich allerdings bald. Es kam zunehmend zu Reibereien innerhalb der Partei, zu unterschiedlichem Umgang mit der aus dem Osten vorgegebene strengen Parteilinie. Bereits im September 1949 sieht sich Robert veranlasst, angesichts einer offenbar ziemlich verkorksten Demonstration seiner Partei die Leviten zu lesen und an das Verantwortungsgefühl der Mitglieder zu appellieren. Doch die Differenzen mehren sich. Die ersten Landtagsabgeordneten der KPD verlassen die Partei, weil sie als "zu menschlich" eingestuft werden, und gehen zur SPD. Robert hat für deren Beweggründe Verständnis und weigert sich, sie politisch zu bekämpfen. Am 31.3.1951 zieht Robert die Konsequenz und kündigt seine Arbeit als Parteisekretär, mit den Worten:

Wo kein Vertrauen mehr besteht, ist auch eine Zusammenarbeit nicht mehr möglich.

und tritt aus der KPD aus. Als Begründung führt er an:

Ich konnte diese Schaukelpolitik nicht mehr mit ruhigem Gewissen vertreten. In der Landesleitung war man blind für die Lage der Bevölkerung. Ich brachte praktische Beispiele in Mengen was getan werden müsse. Doch man nannte mich einen Versöhnler, weil ich für Genossen eintrat, die in Verwaltungen tätig waren und dort nicht stur Parteipolitik machen konnten. Man sah lieber, dass diese Leute auf die Straße flogen. Man wollte nicht einsehen, dass viele Positionen von reaktionären Elementen und alten Nazis wieder besetzt waren. Man drosch alte Phrasen und trieb einen Stalinkult, der selbst verdienten Genossen auf die Nerven ging.

Nach Jahren des Widerstands, in dem er sein Leben aufs Spiel setzte, nach einigen Jahren des aktiven Aufbaus kommt Robert zu einem ernüchternden Fazit:

Wenn ich heute zurückdenke, muss ich sagen, die Opfer von tausenden Widerstandskämpfern waren umsonst. Alle Illusionen meiner Jugendzeit waren verflogen. Man hatte nichts dazugelernt.

Nichts dazu gelernt hatten offenbar auch weite Teile der Bevölkerung und der politischen Kaste. 1945 versuchten zahlreiche Menschen, die begeistert für Hitler tätig waren, unterzutauchen oder sich in der neuen Partei CDU zu sammeln. Auch politisch Verfolgte schlossen sich zusammen im Verein der Verfolgten des Naziregimes, VVN. Diese Vereinigung ist in Rheinland-Pfalz seit Jahren als kommunistische Tarnorganisation verboten. Dass dem entgegen schon wenige Jahre nach dem Krieg ehemalige SS-Verbände ohne Schwierigkeiten ihre Treffen in ganz Deutschland abhalten konnten, hat Robert trotz seiner Besonnenheit immer wieder in Rage gebracht. Das Gleiche war alljährlich der Fall, wenn die offizielle politische Öffentlichkeit mit großem Betroffenheitsschmalz der Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944 gedachte. Nicht hauptsächlich die Ausblendung des Widerstandes von unten schon zu Beginn des Nazi-Regimes machte Robert wütend, sondern vor allem die Tatsache, dass die so gepriesenen Offiziere jahrelang zu den Steigbügelhaltern und Unterstützern der unmenschlichen Politik Hitlers gehörten, zu einem Zeitpunkt als schon viele Menschen in den KZs ermordet wurden. Erst als die hohen Militärführer erkannten, dass der Krieg nicht zu gewinnen ist, hat sich deren Gewissen gemeldet und sie zum Handeln veranlasst. Soweit ich mich zurück erinnern kann, ist dieser Gedenktag der einzige Anlass gewesen, dass sich mein Vater über politische Fragen wirklich aufregte, und das jedes Jahr.

Zu seiner ernüchterten politischen Bilanz kommt für Robert auch noch seine eigene Erfahrung hinzu, die er in der neuen Bundesrepublik machen muss.

Die Regierung in Neustadt teilt ihm am 28.5.1951 auf seine Anfragen mit, dass seine Entschädigung für 45 Monate Haft und KZ 6750 DM betrage. Nach mehreren Anfragen, warum er das Geld nicht bekomme, teilt ein Herr Stamber aus Neustadt mit Brief vom 2.2.55 Folgendes mit:

Ob ehemaligen Funktionären der KPD Entschädigung zusteht, ist noch nicht geklärt. Rheinland-Pfalz vertritt die Meinung, dass diesen Personengruppen keine Entschädigung zusteht.

Offensichtlich macht es in Humanität und Demokratie einen Unterschied, ob jemand als Sozialdemokrat oder als Kommunist Unrecht am eigenen Leib erfahren hat. Wie mussten sich Menschen wie Robert angesichts dieser Erfahrung in den Anfangsjahren der neuen Republik fühlen?

Dies war kein Einzelfall, die unter den Nazis begonnenen Schikanen setzten sich auch in der Bundesrepublik fort, die Behandlung der Menschen im Widerstand hatte offenbar System. Als Robert 1956 zwecks einer beruflichen Veränderung sich für eine Stelle in der BASF bewarb, musste er erleben, dass sein Verhalten während des Naziterrors ihm auch in der Arbeitswelt zum Nachteil gereichte. Erst nach großer Überzeugungsarbeit war man bereit, einen als KZ-Häftling „Vorbestraften“ in die Werkstatt des Betriebes zu lassen; 11 Jahre nach Ende des Krieges und 5 Jahre, nachdem sich Robert von der KPD los gesagt hatte.

Nach meiner Erinnerung hat Robert tatsächlich nur ein einziges Mal einen kleinen Nutzen aus seiner früheren Haftzeit gezogen. Dies war, als er am Ende seines Arbeitslebens aufgrund seiner Verfolgung unter den Nazis ein Jahr früher in Rente gehen konnte als normal. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass auch dieser Vorteil erst nach langwierigem Verfahren, vielen Gesprächen und eingehender Prüfung des Sachverhaltes eingeräumt worden ist.



Aktiv politisch betätigt hat sich Robert seit der Enttäuschung und dem Austritt aus der KPD nicht mehr. Am Ende seines Berufslebens in den 70er Jahren trat er in die SPD ein, mehr als ein Mitglied wollte er auch dann nicht sein.

Die Zeit der Verfolgung im Rückblick

Es gibt viele verschiedene Wege, mit erschütternden und grausamen Erlebnissen und mit der eigenen Verstrickung in komplizierte Zusammenhänge umzugehen. Die Generation Roberts hat dies in mannigfacher Weise in den Jahren und Jahrzehnten nach Kriegsende gezeigt. Die einen schwiegen standhaft und verweigerten jegliche Auskunft gegenüber den bohrenden Fragen der eigenen Kinder zu ihrer Verstrickung in den Jahren des Totalitarismus, die anderen verniedlichten ihre Rolle, andere wiederum redeten unablässig vom Krieg. Je nach psychischer Gefasstheit geriet das Kriegsgeschehen zum kameradschaftlichen Pfadfinderspiel oder zum höllischen, unfassbar grausamen Inferno, das lebenslang in der Seele der Beteiligten brennt. Die vorbildhafte Rolle, die Robert in den Jahren des Nationalsozialismus gespielt hatte, ersparte unserer Familie viele Diskussionen und Streitereien und einen Generationenkonflikt, wie er in den meisten Familien mehr oder weniger heftig stattfand; ein Konflikt, welcher dann in die Studentenproteste von 1968 mündete. Wir Kinder konnten sicher sein, dass es keine unliebsame Vergangenheit unseres Vaters gab, die totgeschwiegen werden sollte. Da wo Mitschüler mit ihrem Vater haderten und sich gar von ihm distanzierten, da konnten wir stolz von dem Versuch des eigenen Vaters berichten, sich gegen die Strömung zu stellen.

Wie unterschiedlich der Umgang mit dem eigenen Schicksal gerade der Hitler-Gegner sein kann, konnten wir in unserer direkten Nachbarschaft sehen. Die kleine Siedlung, bestehend aus ca. 12 kleinen Häuschen auf beiden Seiten einer schmalen Straße, in welcher wir wohnten, war nämlich von besonderem Charakter. Die ziemlich primitiven aus verputzten Heraklith-Platten bestehenden Häuser, als eine Art Bausatz ursprünglich für die Besiedelung im Osten gedacht und nach dem Krieg von den Russen als Reparationszahlung abgelehnt, wurden in Ludwigshafen aufgebaut und ausschließlich an Opfer des Faschismus verkauft. So bestand unsere Nachbarschaft aus ehemaligen Kommunisten, Sozialisten, Anarchisten, Deserteuren und Halbjuden. Diese hatten ganz unterschiedliche Schicksale erlitten: der eine, Kommunist und in den späten Jahren bis in die Physiognomie Erich Honecker sehr ähnlich, saß neun Jahre in Buchenwald, war sein gesamtes weiteres Leben verbittert und blieb der DDR und ihrem politischen Arm in Westdeutschland, der DKP, treu, war aber mit sich und der Welt nie zufrieden, unterdrückte und schikanierte seine Frau, seit ich denken kann. Ein anderer, SAP-Mitglied, war bei den Moorsoldaten in Ostfriesland, er zeigte mir eine handschriftliche Abschrift des berühmten Lieds von den Moorsoldaten, das er mitverfasst hatte. Er war für uns Kinder

immer unschwer daran zu erkennen, dass er fröhlich piffte, wenn er morgens mit dem Fahrrad zur Arbeit fuhr. Er strahlte eine Fröhlichkeit aus, die irgendwie überdreht und deshalb recht seltsam wirkte. Unter den Bewohnern des kleinen Straßenzuges waren Insassen diverser KZs dabei und mehrere Kämpfer im Strafbataillon 999 oder deren Angehörige. Nur wenige gingen mit ihrem Schicksal derart fatalistisch und souverän um wie Robert. Ich weiß heute nicht, was mir mehr Respekt entlockt, die Zeit des Widerstandes oder die Zeit der Aufarbeitung.

Dennoch kann man sich wohl nur schwer klar machen, was diese Menschen in den KZs und den anderen Drangsalierungsmaschinen durchgemacht haben, was sie für körperliche und psychische Verletzungen davongetragen haben, die niemals verheilten. Dies wurde mir bewusst als ich, ich war schon Ende Zwanzig, mich aufmachte und die Nachbarn besuchte mit Notizblock und Tonband und sie nach ihrer Geschichte befragte. Ziel sollte eine Zusammenstellung der Lebensgeschichte dieser Männer sein. Die Informationen habe ich gesammelt, aber das Gefühl, das Einfühlen in diese Erlebnisse stellte sich nicht ein und ich bekam den Eindruck, dass das Vorhaben nicht glücken werde. So gab ich es auf. Auch der spätere Besuch der ehemaligen KZs in Dachau und Buchenwald gab mir zwar Bilder, an denen sich die erworbenen Informationen festmachen konnten, aber trotz persönlicher Betroffenheit war da noch eine historisierende Distanz, die nicht zu überwinden war. Man kann einen Schmerz noch so perfekt beschreiben, für den, der ihn nicht fühlt, ist er doch etwas Fremdes.

Roberts Erfahrungen und Erlebnisse während der Nazi-Zeit waren in unserer Kindheit und frühen Jugend kein Thema. Zumindest kann ich mich an keine Diskussion, an keine Erzählung, an keinen Streit oder Klage erinnern. Nur selten fielen in Gesprächen der Erwachsenen Worte, Begriffe, Andeutungen, die ich in den Zusammenhang zu der dunklen Zeit bringen konnte, sofern ich überhaupt eine Ahnung davon hatte. Erst als ich schon fast erwachsen war, mit 16 oder 17 Jahren wurde diese Zeit ein Thema, und eigentlich thematisiert durch uns Kinder, die wir Genaueres wissen wollten. Hat Robert diese Jahre verdrängt, oder einfach ausgeklammert oder bewältigt, was immer dies heißen mag? Als ich mich für die damalige Zeit und die Rolle des Vaters zu interessieren begann, und ich gleichzeitig den Reiz von allem in Buchform Gedrucktem spürte, entdeckte ich auch die große Zahl an politischen Büchern im Haus, Originalwerke von Marx, Engels, Lenin und zahlreiche Bände russischer Autoren, in die ich mich teilweise vertiefte. Es erfüllte mich mit großem Stolz, in der Schule bei der Behandlung der neueren deutschen Geschichte vom Schicksal meines Vaters

berichten zu können, und ich spürte auch seinerseits die Genugtuung Roberts, dass sich seine Kinder für diese Fragen der Zeitgeschichte interessierten. Wenn er zu Gruppen junger Menschen eingeladen wurde, hin und wieder hatte ich in den 70er Jahren Anteil daran, dann berichtete er gerne über die braune Zeit, in der festen Überzeugung, dass nur Information und Wissen unsere Gesellschaft vor ähnlichen Irrwegen bewahren können.

Trotz unseres Interesses, umfassend in Kenntnis gesetzt über Roberts Werdegang bis zum Kriegsende wurden wir Kinder erst als er 1979 seine Lebensgeschichte aufschrieb und, was eine besondere Erinnerung ist, auf Tonband gesprochen hat. Die Zeit bis 1945 macht naturgemäß nur einen Teil dieser Lebensgeschichte aus, aber für uns Kinder war dieser Teil der entscheidende. Die Zeit danach konnten wir schließlich weitgehend durch eigenes Miterleben erinnern und den Wert der Eltern selbst bewerten.

Für mich war die Geschichte von Roberts Jugend beispielgebend als ich mich selbst in den Dienst einer Bewegung stellte, die in ihrer ökologischen Ausrichtung zwar ganz anders geartet war als die politische Bewegung der 30er Jahre in ihrer Zukunftsbedeutung aber zu ihrer Zeit ebenso erheblich war. Es war das Beispiel meines Vaters, das mich in der Überzeugung bestärkte, eine für richtig gehaltene Sache auch dann zu verfolgen, wenn man realistischerweise nicht an ihren Erfolg glauben kann.

Wie bedeutungsvoll Roberts politische Arbeit für ihn selbst in der Beurteilung seines Lebens gewesen ist, davon zeugen die letzten Worte auf seinem Sterbebett:

In meinem Versuch, die Welt zu verändern, bin ich gescheitert. Als Mensch habe ich mich bewährt.

Besser kann man dieses Leben nicht in solch knapper Form charakterisieren.
